Übergänge im Stadtraum

Übergänge im Stadtraum

Texte von Wahrnehmungsübungen

Übergänge im Stadtraum

Texte von Wahrnehmungsübungen

Herausgegeben von
Johanna Rolshoven
und Justin Winkler

Akroama

Johanna Rolshoven, Justin Winkler (Hrsg.):
Übergänge im Stadtraum. Texte von Wahrnehmungsübungen
Akroama, The Soundscape Newsletter Editions, Basel 1996
© bei den AutorInnen, vertreten durch die Herausgeber

ISBN 3-9520335-7-X

Zeichnungen von Cristóbal Ortin
Polaroidphotos von Patrick Schwarb
Photos von Miko Iso und Johanna Rolshoven

Layout: Johanna Rolshoven, Justin Winkler
PDF-Ausgabe 2006 der vergriffenen Ausgabe von 1996

Akroama, The Soundscape Newsletter Editions,
Hammerstrasse 14, 4058 Basel, Schweiz

Übergänge im Stadtraum
Texte von Wahrnehmungsübungen

Vorwort 7

I. «Helvetia auf der Reise». Eine Skulptur von Bettina Eichin 10

Johanna Rolshoven: Wahrnehmungsübungen in städtischen Übergangsräumen 12

Annäherungen 1: Protokoll der ersten Orientierungsübung 13

Annäherungen 2: Protokoll einer Diskussion mit Bettina Eichin 20

Annäherungen 3: Texte 29

Charlotte-Miriam Roth: Liebste «Helvetia»... 29
Susan Guerber: Ausruhen mit «Helvetia» 30
Mirjam Jauslin: «Helvetia» am Brückenkopf 30
Johanna Rolshoven: Annäherungen an «Helvetia» 32
Markus Schmid: Die Erholung 33
Justin Winkler: Ob? 34

II. Übergänge in Rheinfelden 35

Annäherungen 1: Motive aus dem Protokoll von Charlotte-Miriam Roth 35

Annäherungen 2: Texte 39

Jacqueline Spengler: Übergänge in Rheinfelden 39
Marius Risi: Kommen und Gehen 40
Susan Guerber: Grenzen 41
Salomé Hohl: Kein Ort, um sich aufzuhalten 42
Janine Ackermann: Stadtengen 43

Charlotte-Miriam Roth: Auf der Suche nach einem Ort des Verweilens 44
Patrick Schwarb: Über die Brücke 48
Miko Iso: Wahrnehmungs-Mosaik 49
Philippe Jung: Lärm Geräusch Ruhe 51

III. Übergänge im Hörraum 54

Justin Winkler: Was höre ich? 54

IV. Übriges am Ende... 57

Johanna Rolshoven: En passant. «Rund um den leblosen Basler Münsterplatz» 57

Johanna Rolshoven: Übergänge als Nicht-Orte ? 59

Vorwort

Die vorliegenden Texte sind die Ergebnisse einer Stadterkundungsübung, die wir mit Studierenden der beiden gesellschaftswissenschaftlichen Fächer Humangeographie und Volkskunde an der Universität Basel im Wintersemester 1994/95 durchgeführt haben.

Die Veranstaltung war als eine Wahrnehmungsübung konzipiert, wie sie im Rahmen der universitären Ausbildung nur selten praktiziert wird. Denn der didaktische Schwerpunkt des Curriculums liegt in der Regel auf dem Umgang mit Schriftlichkeit und distanzierter: sprich «wissenschaftlicher» Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Fachgegenstand.

Dennoch erscheint uns der explorative und mit Sicherheit ungesicherte Charakter eines solchen Unternehmens ganz dem wichtigsten Anliegen der akademischen Ausbildung in den Geisteswissenschaften zu entsprechen: den eigenen kritischen und selbstbestimmten Suchweg in und durch die Wissenschaften vom Menschen sowie die Erforschung seiner Kultur und seiner Lebensräume anzuregen, zu stützen und geleiten.

Den räumlichen Rahmen der Übung bildete die Stadt, ein wichtiges Terrain zur Erforschung gesellschaftlicher Lebenswelten und Problemlagen, und ein künftiges berufliches Betätigungsfeld der AbsolventInnen beider Disziplinen. Als Topos wurde das Thema «Übergänge» zur Diskussion gestellt, da es sich mit der ganzen Vielfalt seiner sowohl räumlichen als auch zeitlichen Dimensionen zur Erfassung der von uns erforschten Lebenswelten und Lebensräume anbietet.

Die einfache und zugleich schwere Aufgabe bestand für die TeilnehmerInnen darin, der unmittelbaren Umgebung gewahr zu werden und das Erschaute, Erhörte und Erfasste[1] mit verschiedenen Mitteln mitzuteilen. Das heisst auch, die Übersetzungsarbeit einzuüben, die notwendig ist, um Wahrnehmung mündlich oder schriftlich in Worte beziehungsweise in anderen Medien wie Photographie, Zeichnung oder akustischer Aufnahme zu fassen, zu veranschaulichen und dadurch kommunizierbar zu machen.

Bei dieser so banal scheinenden Aufgabe haben uns streckenweise engagierte Gäste begleitet, allesamt SpezialistInnen der Wahrnehmung, die uns beim Schärfen unserer Sinne geholfen haben. Ihnen allen möchten wir herzlich danken für ihre Bereitschaft, sich auf uns einzulassen: dem Schriftsteller Rudolf Bind, der Bildhauerin Bettina Eichin, dem Volkskundler Thomas Hengartner, dem Tonmeister Aldo Gardini und dem Architekten Cristóbal Ortin.

Ein Wahrnehmungsspaziergang unter Anleitung von Justin Winkler durch das 'überschaubare', unweit Basel gelegene Grenzstädtchen Rheinfelden bildete

den Auftakt der Veranstaltung. An ihrem Ende folgten wir Rudolf Bind, wiederum auf einem Wahrnehmungsspaziergang, der uns über den Basler Münsterplatz und seine Umgebung zu unverhofften Durchgängen geleitete.

Ein Ortstermin draussen gewährte Raum und Zeit, sich Bettina Eichins Skulptur «Helvetia auf der Reise» und ihrem Standort mitten in Basel anzunähern und sich ein *Bild* davon zu machen. Ein Ortstermin drinnen konfrontierte uns schliesslich mit den im Alltag kaum bewusst wahrgenommenen Möglichkeiten, die uns das Hören unserer Umgebung eröffnet. Im Medienraum von Radio DRS, Studio Basel gewährte uns Aldo Gardini ein Einhören in die Schatzkiste seiner akustischen Produktionen.

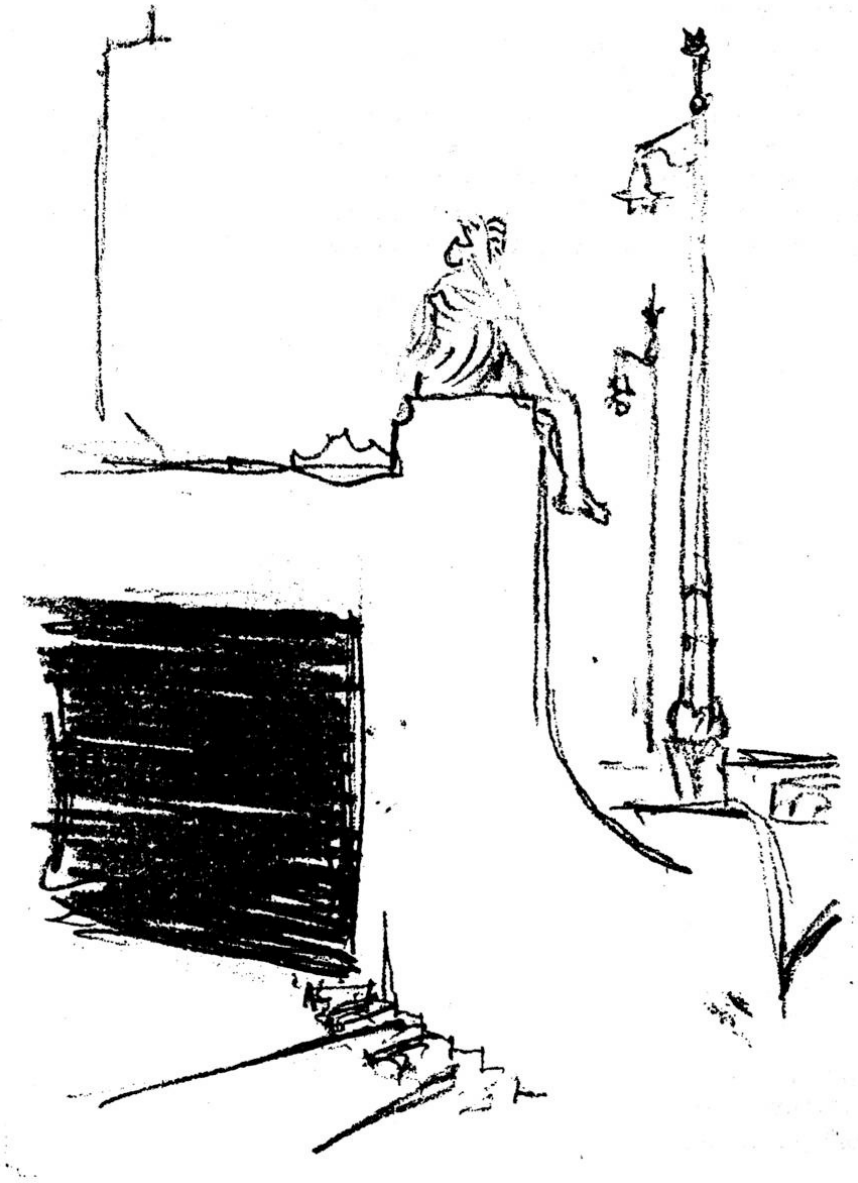
Die Auseinandersetzung mit klassischen Texten zu den Themen Stadt und Übergänge, der 'Konsum' eines wissenschaftlichen Vortrags und einer Dichterlesung sowie Bahnhofserkundungen auf eigene Faust nach dem bewährten «Berner Modell» von Thomas Hengartner ergänzten und bereicherten unser Programm.

Die im Rahmen der Veranstaltung entstandenen Gedanken, Überlegungen, Phantasien sind im vorliegenden Reader zusammengestellt. Es handelt sich nicht um eine Aufsatzsammlung, die gemäss gemeinem Wissenschaftsverständnis streng durchredigiert wurde, das heisst, die Aussagen zur Diskussion stellt, die nach den Prinzipien der Vergleichs- und Nachweismöglichkeit geschärft, abgewogen, geglättet, ergänzt und gekürzt wurden. Statt den VeranstaltungsteilnehmerInnen und anderen geneigten LeserInnen den Genuss der gewohnten «fertigen» Texte zu offerieren, sollte in der Zusammenstellung dieser Texte bewusst ein anderes Verständnis anklingen:

von Wissenschaft als einem *Prozess* der Erkenntnisgewinnung ein tastender, suchender und von vielen Seiten her zugänglicher Prozess der Annäherung an unsere Forschungsgegenstände, der von einzelnen Menschen in ihrer individuellen soziokulturellen Unterschiedlichkeit angegangen und getragen wird.

Colombier, im August 1996
Johanna Rolshoven, Justin Winkler

1. Die Dimension des Riechens, etwa der spezifischen Stadtgerüche, wurde allerdings auch von uns vernachlässigt.



I. «Helvetia auf der Reise» Eine Skulptur von Bettina Eichin

«Helvetia auf der Reise» heisst eine Bronzeskulptur von Bettina Eichin. Sie befindet sich seit 1979-80 am Kleinbasler Brückenkopf der Mittleren Brücke. Die Skulptur besteht aus der sitzenden Gestalt der allegorischen Frauenfigur Helvetia, ihren an die Brüstung gelehnten Waffen, Speer und Schild, den abgelegten Reiseutensilien Mantel und Koffer sowie einer Schrifttafel, die den BetrachterInnen erklärt:

...EINES TAGES VERLÄSST HELVETIA
EIN ZWEIFRANKENSTÜCK,
MISCHT SICH UNTERS VOLK
UND UNTERNIMMT EINE LÄNGERE REISE.
UNTERWEGS KOMMT SIE AUCH
NACH BASEL.
NACH EINEM ANSTRENGENDEN GANG
DURCH DIE STADT LEGT SIE MANTEL,
SCHILD, SPEER UND KOFFER AB,
RUHT SICH AUF EINEM BRÜCKENPFEILER
DER MITTLEREN RHEINBRÜCKE AUS
UND BLICKT NACHDENKLICH
RHEINABWÄRTS...

Die Bildhauerin selbst beschreibt ihr Werk mit folgenden Worten: «Sie ist aus der festen Prägung des Zweifrankenstücks ausgestiegen, hat sich auf die Reise begeben und am Kopf der Mittleren Brücke in Basel niedergesetzt. Schild und Speer, ihre Insignien, legte sie hinter sich sie hat abgerüstet. Mit dem abwärts fliessenden Wasser blickt sie nachdenklich in die Ferne, an den rauchenden Schloten der Chemieindustrie vorbei, über die Grenze ihres Reviers Richtung Strassburg. Von den Passanten wendet sie sich ab: Sie ist müde und denkt nach, etwas, was dem traditionellen Frauenbild nicht entspricht. »[2]

2. Bettina Eichin. Das bildhauerische Schaffen 1978-1991. Altdorf 1988 (Ausstellungskatalog Kunst- und Kulturverein Uri, 2. Auflage, Riehen 1991), S. 11.

Johanna Rolshoven: Wahrnehmungsübungen in städtischen Übergangsräumen

Der Platz, an dem «Helvetia» sitzt oder installiert ist, ist kein gewöhnlicher städtischer Übergangsraum, sondern ein durch ein Monument künstlerisch hervorgehobener und markierter Ort. Zu ihm lässt sich leichter ein individueller Bezug herstellen, denn er hat als Ort ein Gesicht, das (in der Gestalt der «Helvetia») Teil einer Topographie ist, der man sich schwerer entziehen kann als dem Unbezeichneten.

Wie die Kunst, die diesen Ort zum Besonderen macht, können wir VolkskundlerInnen das Alltägliche zum Besonderen machen, indem wir den Orten Aufmerksamkeit schenken, die man normalerweise «übergeht»[3]. Zur Erfassung, zum Begreifen des grossen Raumes, mit dem uns das Phänomen *Stadt* konfrontiert, ist die Ortsbestimmung im kleinen Voraussetzung.

Um Topographien oder Ortsmorphologien beschreiben zu können, müssen wir sie zunächst wahrnehmen. Unsere Wahrnehmungsweisen (über Auge, Nase, Gehör und Tastsinn) in der Erfassung äusserer Realitäten bestimmen unsere Gedanken. Sie sind soziokulturell bedingt individuell und vor allem geschlechtsspezifisch verschieden.

Darin liegt zunächst kein Problem. Es entstehen jedoch Konflikte über die Bewertungen der verschiedenen Sichtweisen. Das sogenannte Subjektive ist in seiner Differenz nicht leicht zu erfassen. Das sogenannte Objektive (das sachkundig Erkannte, die Synthese, das Messbare, das Beweisbare, häufig ist es *die Geschichte*...) bietet Erleichterung im wissenschaftlichen Austausch, weil es ein (standpunktsicherndes) Bedürfnis nach Gewissheit befriedigt.

Gegenüber den Diskursen des Objektiven ist die Rede über das Subjektive in unserer Gesellschaft (nicht nur in der Wissenschaft) weniger mächtig und vor allem ungesicherter. Die Bereiche des Sensiblen, des individuell Erfahrenen und Erfahrbaren sind schwerer zu erfassen, da hier die Sprache, das Vokabular weniger festgelegt und verbindlich sind. Da sich in der annähernden Beschreibung von Wirklichkeit beide bedingen, Empirie und Theorie in den Gesellschaftswissenschaften einander brauchen, erscheint es wichtig und sinnvoll, die Sprache des Sensiblen für sich zu üben, um sie zu schärfen und diskursmächtiger zu machen.

3. Vgl. den Text von Marius Risi: «Kommen und Gehen» in Rheinfelden

Annäherungen 1
Protokoll der ersten Orientierungsübung

Diskussion der Studierenden am westlichen Treppenfuss der Mittleren Brücke unterhalb der Skulptur «Helvetia auf der
Reise». Montag, 28.11.1994

Justin Winkler: Wo gehen die alltäglichen Bewegungen in der Stadt durch? Streifen sie einen Ort oder streifen sie ihn nicht?

Natalie Unternährer: Ich komme öfters hier vorbei, wenn ich irgendwie in einem besonderen Geschäft etwas erledigen muss, wenn ich in die Kaserne gehe oder in das Kino. Ich wohne im Grossbasel. Ja ich habe hier oben auch schon einmal gepicknickt oder bin mit der Fähre hin und her gefahren. Das ist etwa das.

Barbara Stäbler: Also ich komme praktisch nie hier vorbei. Das ist für mich die unbedeutende Seite von Basel. Also ich halte mich eigentlich hauptsächlich in Grossbasel auf und habe eigentlich überhaupt keine Beziehung zu «Helvetia». Ich musste das suchen, ich hätte es sonst nicht gefunden, wenn ich nicht viele Leute gesehen hätte. Ja

Justin Winkler: Erreichen Deine Wege den Rhein überhaupt?

Barbara Stäbler: Selten. Höchstens einmal in zwei Wochen, oder so, ganz selten. Also ich wohne in Reinach, Baselland.

Patrick Schwarb: Ich wohne auch noch nicht in Basel, und halte mich auch zum grössten Teil in Grossbasel auf. Ab und zu fahre ich nach Kleinbasel, wenn ich ins Kino gehe, dann benutze ich aber meistens das Tram. Und ich bin einmal über die Brücke gebummelt an der Fasnacht, sonst noch nie.

Michel Ecklin: Also ich fahre regelmässig hier auf dem Veloweg dem Rhein entlang, und ich glaube von hier aus, von dem Veloweg sieht man die «Helvetia» gar nicht, oder sie fällt einem zumindest gar nicht auf. Und dann bin ich früher regelmässig sonach Hause gefahren, von der Uni über die Mittlere Rheinbrücke, aber die «Helvetia» ist mir nie besonders aufgefallen. Und der Platz hier über uns ist für mich etwas, so eine Sackgasse, also man muss wirklich bewusst dorthin gehen, um dort zu sein, sonst geht man höchstens hier über die Treppe und da ist mir die «Helvetia» nie besonders aufgefallen. Und auch im Sommer gehe ich recht oft, sitze ich recht oft so am Rhein und da ist sie mir eigentlich nie besonders aufgefallen. Aber trotzdem weiss ich schon seit eh und je, dass diese «Helvetia» hier ist. Und so irgendwie, ist sie gehört irgend-

wie schon also, mir fällt jetzt auf, dass sie in irgendeinem Buch, das wir in der Schule bekommen haben, über Staatskunde, da war sie vorne drauf. Und, also irgendwie gehört sie schon zu Basel, wie das Münster oder wie sonstige Sehenswürdigkeiten.

Mirjam Jauslin: Ich wohne in Muttenz und könnte eigentlich nur in den Vierzehner, in das vierzehner Tram steigen, und schon wäre ich hier, aber ich steige meistens vorher aus, also ich bin vor allem im Grossbasel so zuhause. Wenn ich hierher komme, gehe ich auch ins Kino oder in die «Rheinbrücke» [ein Kaufhaus im Kleinbasel] oder so. Es ist aber auch schon vorgekommen, dass ich extra über die Brücke spaziert bin, weil mir der Ort sehr gut gefällt, und dann schaue ich auch zur «Helvetia», weil mir die Figur auch irgendwo gefällt.

Justin Winkler: Du warst schon einmal an einer Exkursion, die hier begonnen hat. Also es scheint auch von daher ein Ort zu sein, der sich anbietet als Treffpunkt.

Sibylle Obrecht: Also mir fällt jetzt gerade auf, dass ich sie noch nie von unten gesehen habe, und mir diese Perspektive sehr gut gefällt. Also ich bin öfters hier, gehe spazieren, ich wohne eigentlich im Grossbasel und brauche das Kleinbasel so eigentlich eher zum Vergnügen und zum Einkaufen, also es gibt ein gutes Kino hier und nette Kneipen und einige Geschäfte, wo ich öfter hingehe. Und ich habe mir sie schon angeguckt, aber wenn ich so im Alltag daran vorbeifahre, nehme ich sie nicht wahr, ich habs auch meistens ziemlich eilig, wenn ich mit dem Fahrrad hier vorbeifahre, weil das Kino dann anfängt und ich komme eh immer zu spät.

Marius Risi: Ich wohne auch im Grossbasel, allerdings erst, auch erst seit vier Monaten. Und ich komme eigentlich relativ selten vorbei, wenn, dann mit dem Tram über die Brücke, oder einmal am Abend einen Spaziergang über die Brücke. Dann bleibe ich vielleicht auf der Brücke länger stehen, weil es dort relativ ruhig ist, sage ich mal. Aber die Statue ist mir eigentlich noch nicht richtig aufgefallen.

Susan Guerber: Ich wohne auch in Baselland, und ich komme nach Kleinbasel auch eher zum Kino oder in die Warenhäuser. Und wenn man mit dem Tram kommt, fällt einem die Statue also gar nicht auf, mir ist irgendwie erst vor einem halben Jahr aufgefallen, dass es sie überhaupt gibt, als ich zufälligerweise einmal über die Brücke gegangen bin. Ja

Markus Schmid: Ich wohne in Riehen, und von dem her, ja wenn ich zur Universität fahre, komme ich immer hier über die Mittlere Brücke. So meistens mit dem Velo fahre ich da und geniesse dann mehr die Fahrt über die Brücke, einmal den offenen Blick. Ja die «Helvetia» war mir von sonst her bekannt,

weil die Bettina Eichin hat einmal in Riehen eine Ausstellung gehabt und da hat es noch von der «Helvetia» da einen Bericht gehabt. Und dann habe ich sie sonst irgendwie mal wahrgenommen von dem her, aber sonst fällt sie mir nicht speziell auf, auch wenn ich praktisch täglich hier auf dieser Brücke verkehre.

Charlotte-Miriam Roth: Also meine erste Begegnung mit der «Helvetia» war per Postkarte. Da habe ich noch überhaupt nicht in Basel gewohnt, da war ich in Amerika und habe eine Postkarte gekriegt. Ehm, dann bin ich nach Basel gezogen, also nicht wegen der Postkarte, aber ist egal, und am Anfang war die «Helvetia» so ein Treffpunkt, da wusste ich, wo das war, als ich mich noch nicht so auskannte in Basel. Dann habe ich sie aber relativ schnell aus den Augen verloren und habe eigentlich nicht mehr daran gedacht. Also ich weiss, dass sie da sitzt und sie sitzt halt und ich kann da vorbeikommen und sie wartet irgendwie auf mich, aber so eigentlich berührt sie mich nicht gross. Ich wohne in Grossbasel und fahre immer so da drüben vorbei, aber ich gucke nie herüber, also

Cristóbal Ortin: Ich bewege mich hauptsächlich zur Zeit in Arlesheim und Dornach. Wenn ich einmal einen Ausflug mache nach Basel, komme ich höchstens bis zum Marktplatz. Im Sommer kommt es vor, dass wir Gäste haben und ich mit den Gästen in die Stadt gehe, flanieren. Dann komme ich hier vorbei, bemerke aber die «Helvetia» so nur im Seitenblick, im Vorbeigehen.

Salomé Hohl: Ich gehe eigentlich auch nur ins Kleinbasel, wenn ich einkaufen will, in die «Rheinbrücke» oder so. Die «Helvetia» ist für mich etwas Neues, als Kind sind wir oft mit meinen Eltern in Basel, auch über die Mittlere Brücke gegangen, aber die «Helvetia», also die gab es noch nicht oder sie war einfach nicht Thema. Ich bin auch oft diesen Weg mit dem Fahrrad zur Arbeit gefahren und ich habe sie eigentlich nie bewusst betrachtet oder gesehen, einfach eher die ganze Rheinpromenade, die ganze all die Fassaden habe ich angeschaut.

Philippe Jung: Ja mein aha. Kurz nach meinem Umzug von Zürich nach Basel hat diese «Helvetia» meine erste Postkarte geschmückt, die ich nach Zürich sandte und auch einen kurzen Kommentar abverlangt, der dann aus Zürich kommentiert wurde und war Gegenstand von einer kleinen Korrespondenz. Die Statue hat mich ziemlich stark fasziniert und ich hatte sie vorher noch nie gesehen, weder auf einer Karte, noch bei einem Besuch in Basel und auch nichts über sie erfahren. Und bis heute ist sie mir eigentlich täglich ins Auge gestochen, weil ich über die Mittlere Brücke fahre, um nach Hause zu gehen, und sie gehört zum Inventar meines Weges.

Johanna Rolshoven: Ja ich bin ja eine Nichtbaslerin, ich bin erst seit zwei Jahren

überhaupt in der Schweiz und ich habe die «Helvetia» zum ersten Mal im Rah-

Helvetia

Eben war ich gedankenversunken
blickend dahin
wo nur das Wort mich bringen
kann.

28. November 1994
Christel Orth

men einer Stadtführung von Frau Burckhardt, meiner späteren Chefin, mitgekriegt, die mit Marburger Studierenden aus Deutschland eine Exkursion gemacht hat und uns die Stadt als Fremden sozusagen gezeigt hat. Und sie hat uns hierhin geführt, weil ihr die «Helvetia» besonders gut gefällt, als ein Punkt der Besichtigung, und ich war erst mal beeindruckt, man hat ja so bestimmte Vorstellungen von der Schweiz, auch von der Abgeschlossenheit der Schweiz, ich war sehr beeindruckt, dass da eine Figur sitzt, die immerhin die Nationa also die Nation verkörpert, eine Nationalheroine, und die sehr sehnsüchtig aus dem Land hinausguckt, das fand ich eine sehr sympathische Provokation, das hat mir sehr gut gefallen, aber jetzt ohne persönliche Assoziationen an die Schweiz, weil ich sie so ja noch nicht kannte.

Als ich dann neu hier war, und die Stadt als ganzes als fremd erlebt habe, ist die «Helvetia» ziemlich schnell, und bestimmt vermittelt durch diese erste, durch diese erste Führung dahin zum Treffpunkt geworden. Wenn ich man hat ja, wenn man irgendwo neu ist, ganz zaghaft einmal die ersten Verabredungen, mal mit einer Studentin, mal mit einem Student, oder mit Leuten, die man so kennenlernt im Alltag, und wenn es dann am Telefon hiess, wo treffen wir uns denn? und die haben nicht gesagt wo, habe ich immer gesagt, an der «Helvetia». Die «Helvetia» war irgendwie dann anscheinend für mich, vermute ich, so ein Stück Sicherheit und Vertrautheit, es war einfach ein Punkt, den ich ausgesucht habe und der mir wohl ist. Wenn ich das nachher reflektiert habe, oder mir so Gedanken darüber gemacht habe, denke ich in dem Zusammenhang, dass du vor allem als Frau in der Stadt, in der Stadt, die dir fremd ist, dass bestimmte Orte sich dir erschliessen und bestimmte andere nicht, und eigentlich kann ist für mich eine Stadt eh ziemlich ortlos für Frauen, wenn es nicht dein eigenes Quartier ist, wo du aufgewachsen bist oder dein Arbeitsplatz oder die vertrauten Wege täglich. Ich finde das schwierig, sich einen Platz zu erobern, an dem man auch einmal verweilen möchte oder innehalten, und für mich ist die «Helvetia» so ein Ort geworden, also ein Ort, der für mich zum Verweilen einlädt.

Justin Winkler: Deine Alltagswege?

Johanna Rolshoven: Meine Alltagswege, ist Ich habe ja auch ein Büro, das hier herüberblickt, da sehe ich sie aber nicht richtig, ein Bürofenster, das hier herüberblickt. Da denke ich auch nie an sie, da denke ich eher an die Brücke. Ich fahre sehr viel Tram, ich wohne in Allschwil und durchquere das Kleinbasel nur, wenn ich zum Badischen Bahnhof, also raus in die Heimat, nicht wahr, sozusagen. Ich bin sehr selten im Kleinbasel, aber ich steige sehr oft im Sechser da hinten aus und gehe zu Fuss rüber, weil ich das Gefühl habe, der Gang über die Brücke lässt mich so einen Moment nachdenken und innehalten, und da spielt es für mich, bei diesem Innehalten, bei diesem Moment Ausruhen von Gedanken oder von irgendwelchen Sachen, die im Kopf rotieren, irgend-

wie spielt es für mich da eine Rolle, dass die «Helvetia» am anderen Ende sitzt oder wie auch immer, also das ist so ein bisschen mein Gedankengang.

Justin Winkler: Ja gut. Ich muss die Runde schliessen und vielleicht gleichzeitig versuchen ein bisschen zusammenzufassen, soweit man das überhaupt kann. Wir haben Vielleicht noch meine eigene Sicht. Ich hatte lange Jahre, mein Weg ging über diese Brücke, vom Kleinbasel an die Uni. Und es ist für mich ein bisschen rätselhaft, wie die da hingekommen ist, ich habe es nicht bemerkt, irgendwann stellt man fest, die ist da, und ich weiss nicht, wie lange die schon da war im Moment, wo ich sie realisiert habe, also es geht, ich habe ein bisschen herausgehört, es geht vielen von euch auch so, aus dem Augenwinkel sieht man sie und irgendwann stellt man fest, die ist ja da! Wann ist denn die hingekommen, und man kann nicht sagen, hat man sie selber nicht gesehen oder war sie tatsächlich nicht da? Sie stammt ja sie ist etwa zehn Jahre jetzt hier, das ist durchaus historische Zeit, die jemand in meinem Alter hinter die man sich noch zurückerinnert. Ich habe auch festgestellt, es ist ein grosser Unterschied zwischen Fahren und Gehen, die, der ausgesprochen worden ist, auch dieses Rahmen, diese Postkartensicht, die die «Helvetia» eröffnet, und schliesslich, und das wird eine eigene Beobachtung, der Platz, der als du hast ihn als Sackgasse beschrieben, du hast gesagt, du picknickst da, und ich benütze es dann und wann als Ausgangspunkt für eine Stadtbegehung, also dieser Platz hat ganz verschiedene Perspektiven, wenn verschiedene Leute darüber sprechen. Ich habe ihn in der letzten Zeit, als wir diese Veranstaltung vorbereitet habe, ein bisschen beobachtet, und er hat sich für mich ein bisschen zu füllen begonnen, aber ich sollte jetzt darüber nichts sagen, weil ich denke, es geht ja jetzt um Beobachtungen, wo ich nichts vorwegnehmen kann. Wir haben nachher das Gespräch an der Augustinergasse, und da ist dann genügend Raum dafür.

Annäherungen 2
Protokoll einer Diskussion mit Bettina Eichin

Im Anschluss an den oben wiedergegebenen Gedankaustausch am Brückenkopf der Mittleren Brücke fand im Seminarraum am Münsterplatz des Seminars für Volkskunde der Universität Basel eine Diskussion zwischen der Bildhauerin Bettina Eichin sund den Studentinnen und Studenten statt.

Bei der nachfolgenden schriftlichen Wiedergabe handelt es sich um willkürliche Ausschnitte aus der Transkription dieses Gesprächs-Ausschnitte, die wir in der Reihenfolge des «Auftretens» der Sprechenden anführen; die Äusserungen der Leiterin und des Leiters der Lehrveranstaltung sind an den Schluss gestellt.

Die Zitate sollen nicht ein systematisches Bild des Dialogs geben ein solches kann jederzeit in der ausführlichen Transkription nachgelesen werden sondern, im Gegenteil, den im Augenblick des Sprechens allzu fraglosen Bezug zum sprechenden Menschen und den allzu logischen zeitlichen Ablauf der Dialoge aufbrechen. Auf diese Weise, durch diese Vereinzelung der Aussagen, vermag zuweilen auch prosaisch Geäussertes poetisch zu klingen.

Charlotte Roth

Am Schluss, als wir zurückgegangen sind, bin ich so da hochgestiegen
und hab sie [...] umfasst und hab sie so angeguckt und ihr auf den Schoss geguck
und irgendwie erst dann hab ich gemerkt, wer das ist,
oder eben hab ich sie wirklich kennengelernt [...].
Erst wenn man wirklich in Berührung kommt mit ihr [...].

Sie blickt in sich selbst, sie denkt über sich selbst nach.

[Zu Bettina Eichin:] Ich hab das von da angeguckt
mit dem Gesichtsausdruck
und ich hab irgendwie das Gefühl, sie gleicht Ihnen ein wenig.

FOSTER'S

Barbara Stäbler

Die Menschenströme, die fliessen so vorbei, [...]
aber sie selber wird nicht davon berührt,
von diesem Strom, von dieser Bewegung
so irgendwie Ruhe, das Fliessen geht so vorbei

Philippe Jung

Unser Stichwort, als ich mit Michel auf die Statue gestiegen bin, war Schwindel
Man ist beinahe über dem Wasser in luftiger Höhe

Wir konnten nicht feststellen, wohin sie schaut,
weil es zu gefährlich gewesen wäre, ihr in die Augen zu schauen

Ich nehme an, die Reise geht ganz bewusst nicht weiter
Da ist keine Fortsetzung nach dem Ausruhen intendiert.

Michel Ecklin

Also da habe ich einen technischen Mangel entdeckt,
weil man ja eigentlich annimmt, dass die «Helvetia» ins Ausland schauen sollte,
nach Deutschland und nach Frankreich,
und man sieht ja nicht mal bis zur Johanniterbrücke.

Patrick Schwarb

Ich hab auch versucht, ein Photo zu machen
von der Blickrichtung und hab etwa das gesehen
[Er zeigt auf die Polaroid-Aufnahme.]
Und ich hab daraus geschlossen, dass sie nirgendwohin blickt,
denn sie schaut wirklich ins Wasser-

Mirjam Jauslin

Mir ist aufgefallen, dass es sehr leicht ist, dass man die «Helvetia» übersieht. [...
Es fiel mir auf, dass sie oft verdeckt wird,
beispielsweise durch den Bus oder durch ein Signal,
oder dass der Blick abgelenkt wird durch die Schaufenster.
Es ist nicht ein Ort, wo man hinsehen muss.

Cristóbal Ortin

Der Platz an und für sich selber lockt nicht, drauf zu gehen,
sondern die Aussicht.

Ich kann mir schwer vorstellen, dass sie wieder aufsteht,
den Koffer nimmt und jetzt weiter wandert, und wohin
Irgendwie habe ich keinen Blick so in die Zukunft finden können,
jetzt aus der Gestalt, wie sie jetzt da ist.

Also was mich ja sehr beeindruckt, ist die Konsequenz, in der sich diese Figur abwendet.[...]
Das ist für mich eine Frage, [...] wenn die jetzt müde wird vom Müdesein
und Abgewendetsein, dann sind die Läden wieder da.

[Es] ist ja ein Blick nach Westen, also zur untergehenden Sonne, die Abendstimmung.
Und das ist ja eben abends, wo man sich besinnt:
«Was hab ich den ganzen Tag gemacht?»

Bettina Eichin

Diesen Ort hab ich mir nicht ausgesucht.
Also so frei sind Künstler nicht, dass sie durch die Stadt gehen
und sich Orte aussuchen.
Der genaue Blick, das ist mir völlig egal, wohin der trifft,
weil wichtig ist die Körperhaltung an und für sich,
das Sich-Abwenden auch von diesen Geschäften, die da vorbeigehen.
Und der Fluss zieht den Blick abwärts
und ob da nun jetzt ein Baum leicht in der Quere steht,

Frankreich zu erreichen, das ist eigentlich egal. Es ist mehr die Blickrichtung [...].
Die grösste Aufmerksamkeit [...] widmet man schon [der] Vorderansicht.
Und dass man die gar nie sehen wird, so wie ich sie gesehen habe
während der Arbeit, das war auch für mich etwas sehr Spannendes.

Dass die von Ferne nicht wirkt, das soll sie auch gar nicht,
sondern das geht ja um das Schauen oder um das Sehen.
Dass es das gibt, dass sie nicht wahrgenommen wird, das ist sogar gut.
Wenn man in die Nähe kommt, merkt man, da stimmt irgendetwas nicht da
und ich muss genauer schauen, was da nicht stimmt.
Also es geht um eine bewusste Irreführung.

Wenn man auch die Geschichte der Gleichberechtigung der Frauen in der Schweiz
betrachtet, ist es ein sehr langer Weg und ein sehr mühsamer Weg,
bis es soweit gekommen ist, trotz eben dieser ständig präsenten Frauenfigur,
und sehr stark auch politisierten Frauenfigur. [...]
Also mir geht es darum: das kann jede Frau sein. [...]
Und das, was mich am meisten irgendwie gefreut hat, [ist], wenn Frauen sagten:
«Ich sitz da selber» oder «So setz ich mich auch hin», «So empfinde ich mich auch»
oder «Ich hab das Bedürfnis, mich abzuwenden und, sozusagen,
in mich gekehrt zu sein».

Also die Müdigkeit, die kommt daher Wie soll man sagen,
die letzten zwanzig, dreissig Jahre Emanzipation der Frau waren sehr anstrengend.
[...] Männer wünschen sich keine müden Frauen,
und sie wünschen sich auch keine Frauen, die sich von ihnen abwenden.
Also es geht auch um dieses Bild, ein Auflehnen gegen all diese Erwartungen [...].

Und es gibt eben wirklich eine Anatomie der Müdigkeit, [...]
man sinkt in sich zusammen, wird breit;
ein Bein, das hängt, verändert seine Form in bezug auf ein Bein, das steht,
sich aufstützt.
Das hat mich unheimlich fasziniert dann während der Arbeit, diese Entdeckung;
und das sind Entdeckungen, die man eigentlich nur den eigenen Körper
machen [lassen] kann.

Marius Risi

Ob das beabsichtigt ist, dass man das Gesicht fast nicht erkennen kann und dass man fast schon rumturnen muss, um es zu sehen?

Natalie Unternährer

Wenn jemand in der Stadt auf einem Sockel steht [...], dann nehme ich ihn wahr. Wenn jemand auf einer Bank sitzt in dieser Stellung und so vor sich hinstarrt, dann gehe ich auch eher, ohne diese Person zu beachten, an ihr vorüber.

Sibylle Obrecht

Ich hab oft das Gefühl, die Figur ist ein bisschen müde vom Schleppen, also die will nicht so heroisch dastehen und auch so einen forschen Blick ins Ausland werfen, was ich auch als ziemlich männlichen Blick empfinden würde, also so zackig weg und forsch

Johanna Rolshoven

Ich war eigentlich noch erstaunt [...], dass es eigentlich ein sehr lauter Ort ist, [...] weil ich in meiner Erinnerung von den Alltagsgängen her, meiner Alltagswahrnehmung von der «Helvetia», das Gefühl hatte, das ist ein Ort, der mir Ruhe inspiriert, sie ist einfach, irgendwie ist da was Vertrauen Inspirierendes.

Ich hab mir dann gedacht, dass es eine sehr beruhigende Verbindung von mir zu ihr ist, dass ichs Gefühl hab, ich kann mich über die Brüstung lehnen, wo sie sitzt, und ich brauch sie nicht anzuschauen, sie schaut mich nicht an, aber sie ist da.

Ich hab so gesagt: «Die sitzt ganz schlecht da, die hat eine ganz schlechte Haltung»...]. Da kam mir dieser Gedanke in den Sinn; der Bezug ist, dass ich so einen Satz sehr stark im Kopf hab oder noch im Ohr hab: «Setz dich gerade hin!»

Ich hab da manchmal [...] so ein Meergefühl, eigentlich eine Lieblingssehnsucht von mir: am Meer, und diese Möven, die da Krach machen oder fliegen, und der Wind, der kommt, und das Auge, was sich einen Moment lang ausruhen kann [...].

Und bei der Amazone von Carl Burckhardt, der am anderen Brückenkopfende platzierten Figur, die also fünfzig Jahre älter ist, [...] wenn das der Ort der «Helvetia» gewesen wäre, habe ich phantasiert, wäre das Gleiche herausgekommen dabei?
Ich müsste da ein paar Fragezeichen machen.
Es macht den Unterschied, ob sie von Kleinbasel zur «Schweiz» guckt, oder von Grossbasel aus der Schweiz weg. Das hätte für mich eine viel aggressivere Geste gegeben, als das, wie es jetzt ist.

Im Moment, wo ich da hinschaue, [...] im Moment, wo ich diese Geste, die sie in ihrer Haltung hat, aufnehme, eine Art dieser Müdigkeit sich in mir reproduziert, aber nicht negativ, [...] erschlafft zu sein sondern [...]
da ist irgendwie noch der Rhein,
also das ist ganz wichtig, das fliesst weiter, das ist eine grosse Versicherung, würde ich sagen, dieser Rhein da unten.

Annäherungen 3
Texte

Die Texte wurden von den TeilnehmerInnen nach der Diskussions-Stunde mit Bettina Eichin als Zusammenfassung ihrer Wahrnehmungen verfasst und später redigiert.

Charlotte-Miriam Roth: Liebste «Helvetia»...

Liebste «Helvetia», da sitzest Du nun am Kopf der Brücke und schaust nachdenklich. Schwer zu unterscheiden vom grünen Wasser des Rheins und dem widerspiegelnden Glas der Schaufenster in Deinem Rücken. Das Grau des Himmels lässt Dein Grau verschwinden.

Zwischen Schokolade und Torten werfe ich manchmal einen Blick zu Dir über den Rhein und denke an Deine nackten Füsse.
Ansonsten bist Du nur eine Postkartenerinnerung. Grüsse aus Basel.

Ich stehe auf, verlasse die Schokoladenwärme und gehe über die Brücke. Trams, Autos, Fahrräder strömen quer zu dem Strom. Die Brücke ist eine Verbindung, auf der nicht angehalten wird. Es gibt keine Parkplätze. Nur Fussgängern ist es erlaubt, sich über die Brüstung zu lehnen und ihre Gedanken in den Rhein zu werfen.

Oft ging ich schon an Dir vorüber, ohne Dich zu beachten.
Ging mit dem Strom der Menschen, die nur Verpflichtungen hinterherrennen. Ich wusste, dass Du da bist, kannte Dich von der Postkarte, habe mich auch schon in Deiner Nähe mit Freunden getroffen. Du warst da, aber zugleich auch wieder nicht. Vielleicht wolltest Du nicht allzusehr beachtet werden, vielleicht wolltest Du einfach mal Deine Ruhe haben. Doch Du bist geduldig und wartest auf den Moment, wo ich Zeit habe, mit Dir ein wenig auszuruhen.

Deine Blicke in Dein Inneres, Deine Schultern von Müdigkeit gebeugt. Und Du willst nur noch sein.
Du bist ausgezogen aus Deiner kleinen, beschränkten Zweifrankenstückwelt. Wolltest Dich endlich einmal frei machen von Deiner Prägung. Frei von geformten und gegossenen Vorstellungen. Nun sitzt Du versunken und sinnlich in Dich gekehrt.

Wovon träumst Du, liebste «Helvetia»?
Deinen gedankenschweren Koffer hast du abgelegt, das Wasser des Rheins zieht Deinen Blick ins Unbekannte. Ich beuge mich über Deine Schultern, Deine

Wange berührt kurz die meine, nur kurz, doch ich ahne Deine Hoffnungen.

Und nun sitzt Du weiterhin auf der Brücke, wirst von Touristen berührt und geknipst, bist eine Bekannte für die Menschen, die täglich an Dir vorübergehen. Eine Bekannte, die nicht immer beachtet wird und die man so schnell wieder vergessen kann.

Susan Guerber: Ausruhen mit «Helvetia»

Wäre sie eine lebende reale Person, würden wir uns ihr wohl kaum in derselben Weise annähern, wie wir es eben getan haben. Wir würden sie in Ruhe lassen sie möchte nicht gestört werden, sondern scheint das Bedürfnis zu haben, allein zu sein und nachzudenken. Wenngleich wir etwas von der Melancholie verspüren, die sie umgibt, kämen wir kaum auf die Idee, ihr, einer Fremden, Trost spenden zu wollen. Wir versuchten höchstens auszumachen, was ihr verlorener, träumerischer Blick fixiert.

Aber unsere «Helvetia» ist keine «echte» Person. Sie ist ein aus «Eisen» gegossenes, «unsterbliches», ewig junges Kunstwerk, das uns einlädt, in unserem städtischen Umhereilen innezuhalten und auszuruhen und uns der Umgebung, die wir so oft unbewusst durchschreiten, bewusster zu werden.

Auch «Helvetia» ist müde geworden auf ihrem Lebensweg. Koffer abgestellt, Speer und Schild abgelegt, also ungeschützt, blickt sie herab, ihre Augen dem Fliessen des Rheins folgend. Eine Hausfrau setzt sich auf die Sitzbank auf dem zur Skulptur hinführenden Platz. Sie befreit sich von ihrer Last, zwei vollen Einkaufstüten, und beobachtet das Treiben der Menschenmassen, die sich über den Rhein, genauer die Rheinbrücke, ergiessen. Die Hausfrau fühlt sich der «Helvetia» verwandt; sie sitzen beide in stillem Einvernehmen nebeneinander. «Helvetia» kann nicht sprechen, doch Worte sind auch gar nicht mehr nötig.

Mirjam Jauslin: «Helvetia» am Brückenkopf

Da sitzt sie. Abgewendet vom Treiben der Stadt. Erschöpft sieht sie aus, müde vom langen Reisen. Die breiten Schultern, auf die sich zu stützen man sonst gewohnt ist, haben ihre Possierlichkeit verloren. Der Rücken ist gebogen. Embryostellung. Lässig lässt sie einen Fuss über den Pfeiler hängen.

Sie ist mir vertraut. Ich meine, sie zu kennen. Sie gehört in mein Stadtbild. Oder nehme ich sie nur wahr, weil ich weiss, dass sie da ist? Würde ich es bemerken, wenn sie eines Tages beschliessen würde, doch wieder aufzubrechen und die angefangene Reise zu beenden? Würde mir der leere Pfeiler, auf dem sie sich ausgeruht hatte, ins Auge stechen?

Ich schreite meine Wege ab. Wege, die mich gewöhnlich in ihre Nähe führen: ins Kino, zum Einkauf, an die Uni oder einfach zum Bummeln in der Stadt. Ich versuche zu gehen, wie ich gewöhnlich gehe. Hastend, eilend oder flanierend, die Schaufenster begutachtend. Im einen Augenwinkel immer lauernd, den Augenblick des ersten Erspähens ausmachend. Kopfverdrehungen sind nicht erlaubt. Schliesslich probe ich den Alltag, und da habe ich anderes zu tun, als dauernd Ausschau zu halten, auf eine Gestalt, von der ich doch weiss, dass sie sich nur schwerlich von ihrem angestammten Platz entfernen kann.

Ich gehe um die Ecke, bewege mich auf sie zu. Bald muss sie erscheinen, plötzlich ist sie da. Ich gehe noch einmal zurück. Alles in Zeitlupe, den Alltag einfrieren. Ich weiss, normalerweise schaue ich hier auf die andere Seite. Ich betrachte die Schaufenster, Lichter ziehen mich in ihren Bann. Da erhasche ich sie durch das Glas eines Fensters. Sie selbst ist Ausstellungsobjekt. Ich bleibe stehen, möchte die Strasse überqueren. Jetzt hätte ich sie in meinem Blickfeld, wäre da nicht die Plakatsäule oder die Strassenlampe oder das Bauarbeiterschild oder das vorbeifahrende Tram, der wartende Bus, die Telephonkabine, die Krümmung der Brücke, der Autoverkehr, die vorbeieilenden Menschen. Ich könnte sie sehen, aber ich sehe sie nicht.

Und doch ist sie da, als ruhender Pol in der Betriebsamkeit der Stadt. Sie drängt sich nicht auf, sie dringt nicht ein in die Gedankenwelten der Stadtbenützer, in denen sie nicht erwünscht ist. Ihre Abwendung ist total. Ich muss zu ihr hingehen, will ich sie sehen, mich mit ihr abwenden vom Strom der Stadt, und mit ihr ein anderes, beruhigenderes Fliessen betrachten: Den Blick auf den Rhein, in die Ferne, den Blick in mich hinein.

Johanna Rolshoven: Annäherungen an «Helvetia»

Ich nähere mich der nachdenklichen Heroine, indem ich mich zunächst entferne.

Von unten hebt sich ihre Gestalt gegen den Wolkenhimmel ab: das wirkt ein wenig dramatisch, vor dem Hintergrund einer gerade grauen und schweren Wolke. Ihr frierender Fuss, von fragil-erotischer Eleganz, den sie an der Sockelkante abstützt, bricht diesen Eindruck.

Kontemplativ ist das Betrachten der Figur der «Helvetia» eigentlich nicht: die städtische Geräuschkulisse von Strassenreinigungsfahrzeugen, Auto- und Tramverkehr verunmöglicht bisweilen die Verständigung. Dabei inspiriert der Ort Beschaulichkeit; auch der Angler, «Helvetia» zu Füssen am Rheinufer, lässt ihn ruhig und friedlich wirken.

Wenn man sich weiter von ihr entfernt, gerät sie einem aus dem Blickfeld. Rheinabwärts von ihr weg dem Ufer entlang zu promenieren, heisst aber auch, in ihre Blickrichtung zu gehen. Was ist da?

Die Stadtauswärtsseite Basels, dem Ausland zugewandt, hin zur Chemie, da wo der wie mit harmloser Eiskrem rot-weiss bestrichene Schornstein des Fernheizwerks steht, dahin wo die anderen, die schalen Vorstadtbrücken stehen. Was wäre, wenn «Helvetia» auf dem Geländer der Dreirosen- oder Johanniterbrücke sässe? Wer würde sie bemerken, wem würde ihr Ausdruck zuteil? Aber sie sitzt ja auf der *schönen* Brücke, die die Stadthälften bedeutungsvoll verbindet.

Doch was sieht sie nun, oder was scheint sie zu erschauen? Hat sie die schöne Rheinseite gegenüber im Blickfeld? Das frisch geweisste historische Gebäude dort, an dem mit grossen Grafittibuchstaben geschrieben steht:

Eingreifen statt...

Der Rest der Aufforderung ist mit einer historisch neueren, grell aufgetragenen *Tag*-Schicht überpinselt, die eine andere Sprache spricht. «Helvetia» wirds schon lesen können!

Sieht sie auch den Fluss, seine Bewegung, die Möven? Geniesst sie den Wind, das Meergefühl für einen Augenblick?

Mit der Fähre über den Rhein, am anderen Ufer entlang, über die Brücke zurück, von deren Mitte ich zu ihr rüberschaue, wie zu einer Vertrauten, schlage ich einen Bogen um den kleinen Platz, den Ort, den sie mit ihrer Gestalt bestimmt.

Hier kann ich verweilen. Ihr Rücken inspiriert mir Vertrauen für meine eigenen Begegnungen mit anderen. Aber da ist auch ihre Autorität: sie droht zu gehen! Koffer und Mantel liegen bereit, der Fluss lädt zum Fortgehen ein, jeder Aufenthalt ist flüchtig.

Ihr Gesicht ist abgewandt, sie erlaubt der weilenden Betrachterin und dem Betrachter (und das ist ein Unterschied) nicht, sie anzuschauen. Sie lässt sich nicht stören (ich habe sie mir längst personifiziert!), sie ist einfach da. Mir gefällt es, dass sich ihr Blick entzieht (sie wahrt ihr Gesicht!); das erlaubt mir mein eigenes Erschauen.

Markus Schmid: Die Erholung

Für mich symbolisiert die «Helvetia» am Brückenkopf das Besondere am Übergang über den Rhein. Fast täglich bewege ich mich über diesen Fluss. Und es fasziniert mich immer von neuem. Ich komme aus dem unruhigen Getümmel der engen Stadt hinaus und habe nur das Eine im Kopf: möglichst schnell vorwärts zu kommen, dorthin, wo ich will. Die Menschenmassen, die Konsumgier, die über allem steht und mich zu erfassen droht, stossen mich ab; speziell zur Weihnachtszeit. Dann komme ich hinaus auf die Brücke und aufs Mal bin ich wie in einer anderen Welt. Es mag noch so viel Betrieb und Lärm herrschen, ir-

gendwie fühle ich mich wieder wohl. Es ist vielleicht die Ruhe, die vom Rhein ausgeht. Er wälzt sich dahin und lässt sich von nichts stören. Ich nehme auch die Jahreszeiten wieder wahr, sehe die Morgensonne übers Wasser glänzen. Das Wasser wirft alle Stimmungen am Himmel wieder zurück, ob er sich blau über uns wölbt, purpurn oder wolkenverhangen. Auch wenn ich zielstrebig mit dem Velo über die Mittlere oder die Wettsteinbrücke fahre, bekomme ich immer ein wenig von jener besonderen Stimmung mit. Die «Helvetia» empfinde ich als besonders deutlichen Hinweis auf diese Stimmung. Dies ist mir nach der Begehung ihres Standortes speziell bewusst geworden. Am Wasser sitzen und sich nicht durch den Betrieb in der Stadt stören lassen. Der Blick ins fliessende Wasser hat etwas Meditatives. Ich kann lange dabei verharren, ich bin auf nichts fixiert, bin offen für alle Wahrnehmungen, hochaufmerksam auf eine Art, und kann mich doch erholen von der Flut an alltäglichen Eindrücken, neue Kräfte schöpfen.

Justin Winkler: Ob?

Was Helvetia wohl hört? Aussichtslos und unnötig, ihren Hörsitzort wie einen Blickstandpunkt einnehmen zu wollen. Ich drehe weder den Kopf, noch bewege ich das Ohr, und doch horche ich an ihrer Stelle. Um miteinander zu sprechen, sind wir an den Fuss ihres Sockels geflüchtet, wo der kalte Wind gebrochen ist und der Lärm der Brücke weniger unmittelbar, stehen dort im Kreis unter ihrem Kranz (den ich erst von hier aus bemerke) und versuchen, den Lärm aus unseren Worten herauszuhalten. Das Rädchen einer Angelrute schnurrt und Möven schreien.

Ob die Bronzene wohl hört? Ob ihre Ohren von den Gedanken gelöst sind, anderswo, nicht hier am Rand der lauten Brücke? Zwecklos und unnötig, solches zu fragen, denn *ich* höre, ich *muss* hören, weil sie mich zum Stillstand kommen lässt und nur mein Gehör noch schreitet, eigentlich von der Zeit, die es hörend vorwärtszieht, schreiten gemacht wird. Ein Tram zieht lautstark über die Brücke. Das Rumpeln lässt Tram und Brücke hohl klingen.

Erst wenn ich ganz an die Uferlinie hinunter, nahe ans Wasser gehe, höre ich dessen Plätschern. Der Rhein ist ruhig, er führt novemberliches Niedrigwasser und lässt die Klingentalfähre beinahe nicht vom Kleinbasler Ufer loskommen. Der Angler hat seine Jacke über den Rettungsring aussen am Sockel der Helvetia gehängt. Wenn ich steil zu ihr hochblicke, hängen mir gelassen ihre Füsse entgegen. Durch den ersten Brückenbogen hindurch sehe ich die im Wasser liegende, jetzt ganz aufgetauchte Skulptur der drei Kleinbasler Ehrenzeichen. Könnte es sein, dass, wie jene im Wasser, «Helvetia» in den Klängen der Stadt ab- und wieder auftaucht?

II. Übergänge in Rheinfelden Beobachtungsberichte vom 11. November 1994

Annäherungen 1
Motive aus dem Protokoll von Charlotte-Miriam Roth

Die gekürzte Fassung des nach einer Tonbandaufnahme angefertigten Protokolles skizziert die mündlich wiedergegebenen Eindrücke der ExkursionistInnen, die im Brainstorming im unmittelbaren Anschluss an die Rheinfelder Stadtbegehung geäussert wurden.

Rheinfelden ist eine Kleinstadt, die im heutigen Kanton Aargau rund 17 Flusskilometer oberhalb von Basel am Rhein liegt. Auf dem deutschen Rheinufer liegt der *alten* Stadt Rheinfelden das *neue* Badische Rheinfelden gegenüber, das grosse Industrieanlagen aufweist. Die Stadt war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Zentrum der sogenannten Herrschaft Rheinfelden, die Teil von Vorderösterreich war. Diese Herrschaft enthielt Gebiete auf beiden Seiten des Rheins, der erst im 19. Jahrhundert zu einer nationalstaatliche Grenze wurde. Die österreichische Vergangenheit ist in einzelnen barocken Zügen im baulichen Bild der Stadt und, so sagt man, in der «österreichischen» Mentalität der Alteingesessenen noch zu erahnen.

Die Rheinbrücke

Die Rheinfelder Brücke führt von einem Land ins andere. Hier herrscht relative Ruhe: Weil sie geknickt ist, müssen die Autos abbremsen. Allerdings erzeugt die Fahrt auf den Pflastersteinen der Brückenfahrbahn besondere Geräusche.

Eigentlich muss man von zwei Brücken sprechen, die bei der als Pfeiler oder Widerlager benutzten Insel aufeinanderstossen, ineinander übergehen. Optisch wirkt die Brücke verwinkelt und macht einen pittoresken Eindruck; es gibt Ecken und Nischen, die zum Stehenbleiben anregen.

Der kleine Park auf der Insel wirkt als Ort des Bleibens, zu dem als Übergang eine kleine Treppe führt. Hier kann man zum Rhein hinuntersteigen. Erst wenn man nahe am Wasser ist, hört man es plätschern, hört man die Boote, hört man die Autos nicht mehr. Dort schwimmen Enten und man blickt weit den Fluss hinunter. Die Insel ist gleichzeitig ein Niemandsland, verlassenes und verbotenes Gelände: Es gibt unbenutzte Gebäude, Badeverbote, Begehverbote.

Wo ist die Landesgrenze auf der Brücke? Der Hinweis auf den Pontonierverein und die RobiDog-Hundeabfallbehälter deuten an, dass die Insel noch zur Schweiz gehört. In der Mitte der Brücke ist ein weisser, unscheinbarer Strich dort, wo auf der Mittleren Brücke in Basel die Nikolauskapelle, das «Käppelijoch» steht.

Das Stadttor

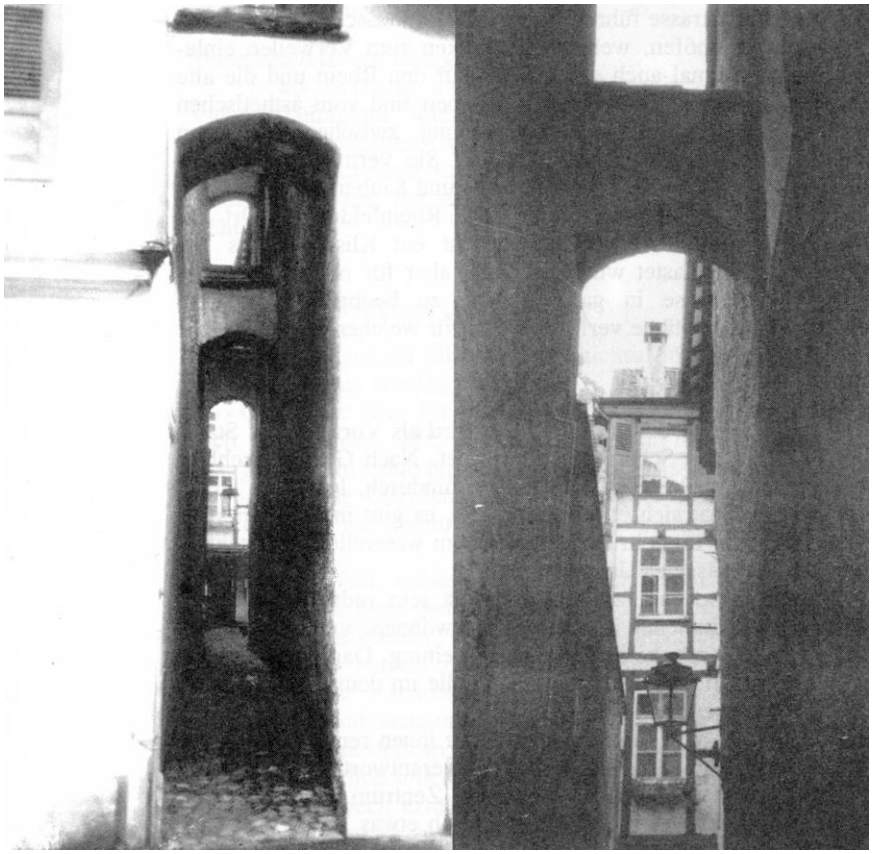
Die mächtigen Mauern des alten Stadttores tun die Befestigung kund. Das Tor wirkt anders von innen als von aussen: Von innen ist es breit, rund, demonstriert durch dreifache Sperrbalken Geschütztheit; von aussen ist es schmal, läuft spitz aus, zeigt nur eine Toröffnung, wirkt aber doch freundlich. Seine Mauern sind alt und düster, bedrückend. Es ist etwas Besonderes, nicht nur ein Bogen, den man hier durchschreitet.

Die Strassen der Stadt sind auf den Tordurchgang gerichtet, die FussgängerInnen dürfen nicht durchs Tor, nur die Autos. Das Gefühl, dass man in der Mitte durch muss, ist stark. Immer wieder muss man den Autos ausweichen, die abbremsen, weil es vor dem Tor eng wird. Die meisten FussgängerInnen weichen rechts ins Fussgängertörchen aus oder auf den Weg links ums Tor herum. Eine Frau geht auf das grosse Tor los, dann auf den Torpfosten, zögert, geht dann doch links aussen herum. Wir fragen sie weshalb, und sie meint, die Fussgänger müssten halt aussen herum; es sei auch ungemütlich wegen der Autos, und ausserdem hiesse es sonst, dass immer die alten Frauen eine Extrawurst haben müssten...

Gässchen und Passagen

Der öffentliche Bereich wird Teil des Privatbereiches, es liegen Fussmatten vor der Tür, es stehen Blumentöpfe draussen. Passagen werden benützt, um Zeitungsstapel und Fahrräder vor dem Regen zu schützen. In versteckten Winkeln sind Wandschmierereien zu sehen und Müll. Ein älterer Mann wischt die Strasse. Dazu ist man verpflichtet, es ist aber auch Gewohnheit. Der Platz vor dem Haus ist ein Übergangsraum, in dem sich viele Konflikte und Geschichten abspielen.

Licht spielt eine grosse Rolle bei Durchgängen. Dunkel und düster wirken sie wenig einladend. Der Durchgang zum Rathaus ist von aussen düster; man blickt auf ein Bollwerk mit Kanone (witzigerweise aufs Rathaus selbst gerichtet!). Ungern geht man hinein. Von innen hingegen wirkt der Ausgang freundlich und man geht gerne wieder hinaus.



Es gibt Signaltafeln, auf denen ein Männchen mit Hut und Kind abgebildet ist. Das Männchen ist nicht so abstrakt wie beim Schienenüberschreiteverbot, das am
Bahnhof zu sehen ist, sondern verweist noch entfernt auf eine soziale Situation. «Ein Mann mit Kind repräsentiert die soziale Situation? Eine Utopie vielleicht», wirft Johanna ein. Es gibt noch andere Schilder, auch mit Frauen...

Die Schilder, die auf die Marktstrasse hinaushängen, gehören meist zu Restaurants. Es sind alte oder auf alt gemachte Schilder. An den Hausmauern gibt es Fahnenhalterungen. Sie zeugen vom Privileg, die Stadt zu beflaggen, sind Zeichen für Feiertag. Ausser einer Feldschlösschenfahne [eine Brauerei bei Rheinfelden] sind jetzt aber die meisten Halterungen leer.

Die Beschilderungen in der Fussgängerzone sind weniger aggressiv. In Gässchen, wo nicht so viele Leute sind, wirken sie viel aggressiver: Parkverbote, Durchgangsverbote, «Achtung bissiger Hund», einschüchternde Strukturierung des Raumes. Daneben und dazwischen sind Sprayereien angebracht. Die Wände der Bahn-Unterführung auf der deutschen Seite können nicht besprayt werden, doch der in der Mitte hängende Stadtplan ist vollgekritzelt.

Annäherungen 2
Texte

Jacqueline Spengler: Übergänge in Rheinfelden

Von der Hauptstrasse führen immer wieder Gässchen und Bogengänge zu Innenhöfen, welche mit Bänken zum Verweilen einladen und manchmal auch einen Blick auf den Rhein und die alte Häuserfront bieten. Einige dieser Nischen sind vom ästhetischen Resultat her geglückt, eine Begegnung zwischen Menschen scheint mir hier eher wahrscheinlich. Sie vermitteln eine Art Idylle mit der Aufforderung nach Ruhe und Sauberkeit.

Ein befragter Italiener charakterisierte Rheinfelden als Ort mit dem Gebot, nicht zu stören. Dies ist ein Klischee, das der Schweiz oft angelastet wird. Es bleibt aber für mich die Frage, welches Ziel diese in ganz Europa zu beobachtende «Ver-schönerung» der Städte verfolgt, oder: für welchen Zeitgeist steht diese Entwicklung?

Rheinfelden ist ein Übergang...

... zwischen Dorf und Stadt: Es wird als Vorstadt, als Städtchen, ja sogar als Schlafstadt bezeichnet. Nach Geschäftsschluss ist die Stadt, angeblich das ganze Jahr hindurch, leer. Das kulturelle Angebot hat sich etwas verbessert, es gibt inzwischen auch einen Jazzkeller und ein Kellertheater, im wesentlichen besteht es aber in mittelmässiger Unterhaltung.

Das Angebot an Tageszeitungen ist sehr reduziert. Obwohl ziemlich viele Italiener in Rheinfelden wohnen, verkauft die Kioskfrau im Zentrum keine italienische Zeitung. Dagegen bietet sie zwei türkische Tageszeitungen an: für die im deutschen Teil von Rheinfelden lebenden Türken?
Da die Häuser, trotz alter Fassaden, alle innen renoviert wurden, sind die Mieten teuer, was sicher mitverantwortlich ist für die abendliche und sonntägliche Leere im Zentrum. Die modische Aufbereitung der Innenstadt hat also auch etwas Trostloses. Was sollte ihr Ziel sein?

Rheinfelden ist ein Übergang...

...als Ausflugsort. Durch das Kurzentrum wird es zum Ausflugsort. Die Art der «Verschönerung» der Innenstadt hat wohl direkt damit zu tun. Die vielen Sitz- und Ruheecken sollen vermutlich den Kurgästen ein gemütliches Bummeln mit Ausruhmöglichkeiten bieten. Diese Nischen werden angeblich nicht von einheimischen Gruppen (Jugendliche, in Rheinfelden lebende Ausländer, Familien) als Treffpunkte benutzt. Wurde die Innenstadt zur Verlängerung des Kurparks?

Rheinfelden ist ein Übergang...

... als Grenzort zwischen der Schweiz und Deutschland. Viele Rheinfelder kaufen in DRheinfelden ein. Die DRheinfelder dagegen benutzen die Fussgängerzone in CHRheinfelden für ihre sonntäglichen Familienspaziergänge. Die Kioskfrau meinte, das eine Rheinfelden könne ohne das andere nicht leben.

Marius Risi: Kommen und Gehen

Übergänge tragen ihr alltägliches Schicksal in der eigenen Wortbezeichnung: sie werden übergangen.

Um genau dies für einmal nicht zu tun, verschlug es uns nach Rheinfelden. Mit geschärften Sinnen für Übergänge und Übergangsräume durchquerten wir hier, passierten wir da und versuchten, die Charakteristik solcher Orte einzuatmen. Bereits der erste Tritt auf Rheinfelder Boden führte uns mitten in die Ma-terie.

Der Bahnhof, insbesondere der Perron, darf als Übergangsraum par excellence gelten: Menschen kommen, um wieder zu gehen. Die metallenen, geschwungenen Sitzbänke (übrigens einheitlich in den meisten SBB-Bahnhöfen) sind nur für den Kurzgebrauch gedacht spätestens nach einer halben Stunde wird die Sitzunterlage aufsässig-unbequem und prägt ihre Spuren in Form eines Quadratmusters an der ausgelieferten Körperstelle.

Offensichtlich sollen Übergangsräume also immer einen ganz bestimmten Zweck erfüllen. Für die Benutzer sind sie das notwendige Bindeglied auf dem Weg von A nach B. Demzufolge schält sich eine bezeichnende Eigenschaft von Übergängen heraus: die Richtung. Vor allem bei einfacheren Übergangssituationen fällt auf, dass die Richtung stets vorbestimmt ist. Seitenwände, Mäuerchen, Geländer, Böschungen, «Sicherheitslinien» u.ä. bahnen den Weg vor. Der Zebrastreifen beschreibt eindeutig die Zone, in der die Strasse überquert werden darf. Aus der Unterführung gibt es gar keine Möglichkeit auszubrechen. Bei der Brücke über den Rhein empfiehlt es sich nicht, den vorgebahnten Weg zu verlassen...

Da die Menschen in Übergangsräumen meistens in Bewegung sind oder zumindest daran denken, dass sie sich in Kürze fortbewegen werden scheint der Gestaltung dieser Räume eine untergeordnete Rolle zuzukommen. Die Fussgängerunterführung unter dem Eisenbahntrassee im deutschen Rheinfelden ist sehr schlicht und eintönig gehalten. Orangefarbene Wandplättchen erinnern an Metrostationen in Paris, und die Beleuchtungsanordnung gleicht derjenigen in einem Autobahntunnel. Plakate hängen nur beim Eingang in die Unterführung, in der Röhre drinnen ist hingegen ein Stadtplan in einem verglasten Wandkasten montiert. Das schummrige Licht und die daraufgesprayten Tags erschweren das Studium der Karte.

Ebenso spartanisch und zweckmässig ist der Vorraum zu einem Rheinfelder Café eingerichtet und angelegt. Einige gerahmte Bildchen begrüssen den eintretenden Gast, der zwar Hunger oder Durst mit ins Café nimmt, jedoch die kalte Luft im Vorraum zurücklässt.

Die teilweise trostlose Gestaltung von Übergangsräumen fordert auch Kunstschaffende heraus. Kaum zufällig steht am Brückenende auf deutscher Seite eine grosse, in die Höhe gezogene Plastik. Das Kunstwerk setzt an einem Ort der Bewegung einen ruhenden Gegenpol. Es fordert die vorbeiziehenden Menschen auf, einen Moment innezuhalten.

Zum Verweilen lädt auch der andere Brückenkopf ein. Zwischen den beiden Ländern sozusagen im leeren Raum findet sich eine parkähnliche Anlage.

Übergangsräume müssen keine toten Punkte sein. Gerade dort, wo Menschen in Bewegung sind, entsteht Leben. Ein bisschen Farbe kann nicht schaden.

Susan Guerber: Grenzen

Auf dem Bahnhof in Rheinfelden stehend, wollen wir uns in zwei Gruppen aufteilen, von denen eine die Brücke ins nahe Nachbarland Deutschland überqueren will. Der Umstand, dass ich meine Identitätskarte, die mich als Schweizerbürgerin deklariert, nicht bei mir trage, bestimmt, welcher Gruppe ich mich anschliessen soll mir bleibt keine Wahl.

Diese offensichtlichste aller Grenzen, die Landesgrenze, ist im Bewusstsein der Menschen, der Passanten, verankert. Wir wissen, dass wir zu ihrer Überschreitung nur befugt sind, wenn wir uns ausweisen können als zu einer bestimmten Seite der Grenze gehörig, zu der wir auch wieder zurückzukehren angehalten sind. Diese Schranke, die zwei Staaten und ihre Völker trennt, ist so offensichtlich, dass niemand sie ignorieren kann.

Nun trifft man aber auch auf «unsichtbare», subtilere Grenzen, derer man nur gewahr wird, wenn man mit offenen Augen und Ohren die Gegend durchstreift, und die deshalb von den meisten Menschen gar nicht wahrgenommen werden. Bei unserem Spaziergang von der Rheinfelder Innenstadt hin zum Kurzentrum überschreiten wir mehrere solcher Grenzen.

Durch die Einkaufsstrasse schlendernd, die sich bemüht, als mondäne Flanierstrasse daherzukommen, sieht man schon von weitem das Stadttor, das diesen innerstädtischen Raum abzuschliessen scheint wie es dahinter ausschaut, darüber können wir erst einmal nur spekulieren. Doch unsere Vermutung, dass das Stadttor sozusagen einen Übergang zwischen zwei verschiedenen städtischen Sphären darstellt, bestätigt sich. Kaum haben wir das Tor durchschritten, finden wir uns «auf dem Lande» wieder: eine Schafherde weidet zu unserer Linken und vor uns erstreckt sich eine mit Bäumen und Sträuchern übersäte

Parkanlage.

Folgt man dem Weg durch den Park, gelangt man zum Kurzentrum. Es ist also nicht erstaunlich, dass dieser Park erholsam und beruhigend wirkt er soll die Passanten auf das Kommende vorbereiten und strahlt eine gewisse Kurstimmung aus, um die Kurgäste gebührend auf ihren Heilungsprozess einzustimmen. Doch die Natur-Idylle erfährt ein abruptes Ende: Wir stehen vor dem Kurzentrum Rheinfelden, einem kahlen, funktionalen Betonkomplex, der Kälte und Unpersönlichkeit ausstrahlt. Diesen Eindruck vermag auch das dampfende, wärmespendende Thermalbecken im Hintergrund nicht zu mildern. An diesem unwirtlichen Ort verweilen wir denn auch nicht lange. Mit geschärftem Blick nehmen wir den Weg zurück durch den menschenleeren Park in Angriff wieviele versteckte Grenzen entgehen uns wohl dennoch?

Salomé Hohl: Kein Ort, um sich aufzuhalten

In Rheinfelden auf dem Bahnsteig, zwischen Gleis 2 und 3 stehend, als Teil einer Gruppe: erinnert mich an frühere Schulausflüge, da fuhren wir aber von Rheinfelden weg, heute sind wir nach Rheinfelden hergekommen.
Übergänge.
Damals Kind, jetzt erwachsen.
Auf dem Bahnsteig als Gruppe, einer Person zuhören müssen, bei vorbeiratternden Zügen, man kehrt ihnen den Rücken zu unangenehm.
Übergänge. Kein Ort, um sich aufzuhalten.
Und regnet es noch? Wenigstens standen wir unter einem schützenden Dach. Auch die Unterführung schützt; bei einem heftigen Regenguss hatte ich mich zusammen mit anderen, die eben aus dem Zug gestiegen waren, mal länger dort aufgehalten; kamen sogar ins Gespräch: Katastrophensituation, Ausnahmezustand verbindet. Auch an einem Ort, an/in dem man sich sonst kaum aufhält.

Zu Fuss in die Altstadt hinunter. An der Kreuzung müssen wir stehenbleiben. Die nassen Reifen der Autos rauschen; ein Schritt vom Strassenrand wieder zurück, man will nicht angespritzt werden. Gegenüber zwei Frauen, schauen gebannt auf die leuchtende rote Figur; sie wollen herüber, wir wollen hinüber. Alle dürfen wir nicht, bis die Figur grün wird.
In der Altstadt Fussgängerzone. Doch Lieferwagen, Pferdefuhrwerk der Brauerei, Lastwagen, «Zubringerdienst gestattet». Noch war es Vormittag. Am Nachmittag doch mehr Menschenstimmen, das Tak-Tak der Absätze.

Versammelt am Rande des «Buswendeplatzes», hören wir, wie die Übung weiter verlaufen soll. Wenige Menschen, mit Einkaufstasche, gehen vorüber, schauen sich nach uns um. Der Platz ist leer. Eine Minute später werden wir zur

Seite gedrängt, ein Lastwagen, der über den Platz fahren will, zwei gelbe Stadtbusse lassen ihn durch, bevor sie wenden; schnell zwängt sich ein orangefarbenes elektrisches Putzauto zwischen die grossen Fahrzeuge und putzt die nasse Fläche. Eine Minute später ist wieder Stille und leer. Wir können weiterreden.

Janine Ackermann: Stadtengen

Was mich am meisten verwirrt hat, war die Aufteilung des Raumes zwischen Menschen und Autos in der Innerstadt und ausserhalb.

Vom Bahnhof her Richtung Innerstadt waren zunächst breite Strassen mit Trottoirs und Ampeln. Alles war geregelt, wir haben vor dem Fussgängerstreifen und der Ampel gewartet, bis wir als geschlossene Gruppe hinüberdurften. Die Strassen wurden dann immer enger, waren auch nicht mehr geteert, bis schliesslich in einer Gasse, die uns zur Einkaufsstrasse führte, kaum noch zwei Leute nebeneinander gehen konnten.

Die Einkaufsstrasse war zwar breit, doch mit ihrem Pflastersteinbelag und

den Gemüse- und Kleiderauslagen vor den Geschäften lud sie zum Flanieren in der Mitte der Strasse ein. Diese Signale erweckten den Eindruck, der gesamte Raum gehöre automatisch mir und den anderen (vereinzelten) Menschen. Ich konnte gehen, wo ich wollte, und herumschauen. Doch so idyllisch war das Ganze eben nicht. Ständig musste ich fahrenden und stehenden Autos und Lastwagen ausweichen, auch für eine Besprechung kamen wir nicht zur Ruhe zwischen wendenden Bussen, Lärm spuckenden Strassenputzmaschinen und durchfahrenden Lastwagen. Ich wurde sehr verwirrt, verunsichert. Wo konnte ich in Ruhe durchgehen und stehenbleiben, ohne ständig in Konflikt mit den Motorfahrzeugen zu geraten? Zu guter Letzt kam es mir so vor, dass ich nur noch dabei war, meinen Weg zwischen den Fahrzeugen zu planen; fast ein Spiessrutenlauf.

In Richtung des Stadttores im Osten dann ein anderer Konflikt. Kurz vor dem Stadttor gab es zwar wieder Trottoirs, die mir anzeigten, wo «mein» Raum als Fussgängerin war, wo ich ungehindert gehen kann. Doch unwiderstehlich vom grossen Durchgang im Turm angezogen, driftete ich automatisch wieder in die Mitte der Strasse, genau auf das «Loch» zu. Und schon war ich wieder den Autos im Weg! Ich wich zwar aus, aber wie ein Magnet zog es mich wieder in die Strassenmitte.

Die FussgängerInnen wurden mit einem Schild um das Tor herumgeführt oder sie gingen durch ein separates kleineres Tor, das durch eine Baustelle verdeckt war. [...] Auf der anderen Seite des Tores (ich war trotz aller Wegweiser durch das grosse Tor gegangen!) war wieder eine breite Strasse mit Trottoirs, einem grossen Parkplatz, im Hintergrund der zeitgenössischen Architektur eines Wohnquartiers und eines Migros-Restaurants. Es war wieder die gewohnte, klar gegliederte Welt, in der ich, der Strasse entlang, schön brav und selbstverständlich auf dem Trottoir ging, wo ich hingehöre, welches der mir zugewiesene Raum ist.

Charlotte-Miriam Roth: Auf der Suche nach einem Ort des Verweilens

Nach wirren Umwegen durch die engen Gassen lande ich ausserhalb der Stadtmauer, suche dort meinen Weg etwas unsicher zwischen all den parkierten Autos hindurch, schlendere weiter der Stadtmauer und einem kleinen Bach entlang, immer auf der Strasse, die zum Parkplatz führt, und somit wird die Stille des regnerischen Morgens immer wieder durch Motorenlärm unterbrochen. Erleichtert sehe ich das Stadttor, mein Weg muss einfach da hindurch gehen und mich zurück in die schon etwas vertraute Umgebung führen.

Doch schon ausserhalb des Tors höre ich den Lärm eines Presslufthammers, der gleich unmittelbar hinter dem Durchgang sein Unwesen treibt. Zügig gehe ich durch den engen Fussgängerdurchgang, an der Baustelle vorbei, und kom-

me zu einem Platz mit einigen Sitzbänken, Abfalleimern alle frisch geleert und einem frisch gefegten Pflaster. Wenn es hier nur nicht so feucht wäre und der Lärm der Baustelle nicht wie ein unwillkommener Begleiter mich verfolgen würde, dann nähme ich mir vielleicht etwas Zeit, mich hinzusetzen und die alten Häuserfassaden auf mich wirken zu lassen. Doch unter diesen Umständen gehe ich weiter auf die Suche nach einem gemütlicheren Ort. Die Pfeile, auf einen Durchgang hinweisend, versprechen mir ein Café Kronenhof. Warum nicht, vielleicht lässt sich hier etwas finden... Aber erst muss ich durch eine dunkle Passage, dahinter gibts einen Hinterhof, einen Teich und irgendwelche Eisenkunstwerke. Das Café Kronenhof habe ich bereits vergessen, ich muss am Eingang, in der dunklen Passage, daran vorbeigegangen sein. Doch der Hinterhof eröffnet eine neue kleine Welt. Die Eisenkunstwerke stellen Schwäne oder Gänse dar, der Teich ist eigentlich ein kleiner runder Brunnen mit einer Fontäne in der Mitte. Alles ist klar geregelt hier. Beim Brunnen steht ein Schild «Bitte keine Steine und sonstige Gegenstände in den Brunnen werfen». Also nur gucken, sonst nichts. Aber Blätter gibts massenhaft auf dem Brunnenboden. Durch den Hinterhof würde es jetzt weitergehen zu einer kleinen Kirche, doch ich kehre um, denn auch an diesem gemütlichen Ort gibts keine Sitzbänke. Durch die dunkle Passage führt mein Weg wieder auf die Gasse.

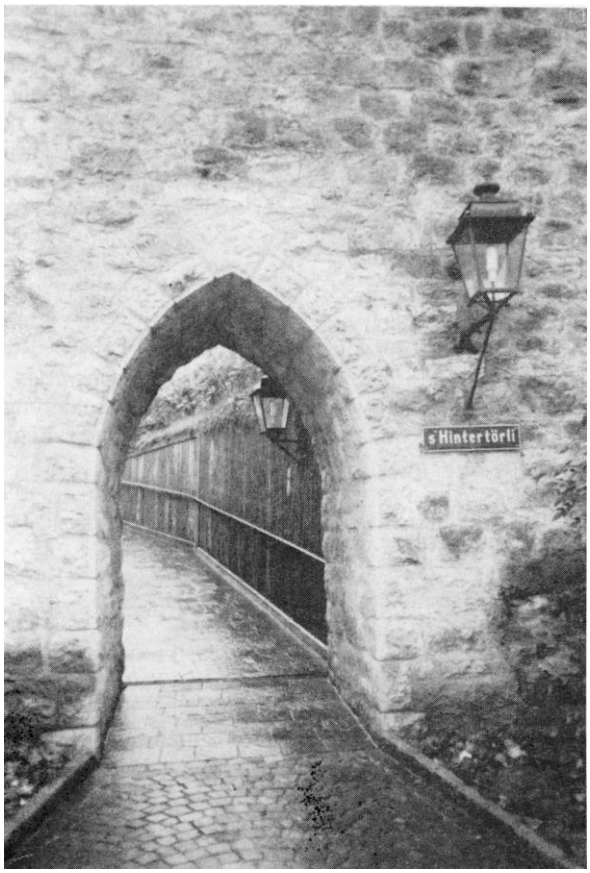
Beim Gemüseladen steht alles Gemüse auf der Strasse, beim Kiosk hängen die Schlagzeilen, und der Metzger preist Sauerkraut, Reh und Wildschwein auf einer Tafel vor seinem Laden an. Beinahe jeder Laden hat eine Tafel vor seiner Türe stehen, als ob die Schaufenster nicht genug wären.

Auf der relativ breiten Gasse stehen drei Leute zusammen und schwatzen. Man trifft sich also.

Der Platz verengt sich in eine Gasse, die durch eine Baustelle, Gemüse- und Schuhauslagen noch schmaler gemacht wird. Gemüsehaufen neben Schuhhaufen. Ich gehe schnell daran vorbei, es ist wirklich ungemütlich mit Lastwagen und Lärm. Danach öffnet sich die Gasse erfreulicherweise nochmals kurz und mich zieht es für eine kurzen unbedachten Moment auf diesen Seitenplatz hin. Ein kleiner Platz, ein Autobuskehrplatz. Schnell weiche ich einem Lieferwagen aus. Meine Rettung ist ein Blumenladen. Davor stehen verschiedene Gestecke und Blumenbäumchen unter einem schützenden Schirm, ich stelle mich daneben und betrachte die Auslage. Nicht lange, dann gehe ich weiter, die Gasse hinunter, Schuhladen, Unterwäsche, Antiquitäten, die unter einem Schirm stehen... und noch eine Baustelle. «Achtung Fussgänger» steht an der Bretterwand. Nett, dass noch jemand an die Fussgänger denkt, hier, neben all diesem Lärm und Beschäftigtsein. Ich nähere mich dem Ende der Gasse, die sich nochmals in einen kleinen Platz verzettelt. Sitzbänke, Lastwagen, Türen werden zugeschlagen und Motoren angelassen, ein Männerscherz bleibt in der Luft hängen...

Ich bin am Zoll angekommen, die Strasse quer zu «meiner» Gasse ist stark

befahren, am Zoll herrscht reger Betrieb. Ich schaue, dass ich bald hier wegkomme, nichts lädt hier zum Verweilen ein, ausser vielleicht das Beobachten der


s'Hintertörli

Begegnungen zwischen Zöllner und Autofahrer. Ich kehre um, will denselben Weg zurückgehen, den ich gekommen bin und sehe mich einem Schild gegenüber: Fussgängerzone. Aha, davon habe ich auch nicht viel gemerkt. Aber die Baustellen werden ja nicht ewig hier sein und Lastwagen gibt es vielleicht auch nicht zur jeder Tageszeit hier.

Ich sehne mich nach einer heissen Schokolade, nur weg von dieser nassen Fussgängerzone, hinein in einen geschlossenen Raum, um nicht so unentschlossen auf der Strasse stehen müssen.

Patrick Schwarb: Über die Brücke

Zu dritt schlendern wir am Schweizer Zollhäuschen vorbei, nicken dem kontrollierenden Zöllner freundlich zu, damit er uns bei unserer Rückkehr in Ruhe passieren lässt, und begeben uns auf die Brücke, welche streng genommen aus zwei aneinander gebauten Brücken besteht. Die erste führt schräg nach links auf eine Insel, wo sie einen Knick macht und in die zweite, quer traversierende übergeht. Bis zur Insel steigt die Brücke leicht. Dort halten wir das erste Mal inne und werfen einen Blick zurück: die vielgestalten Fassaden der ineinander geschachtelten Häuser mit den vielen kleinen Fenstern auf den Rhein wirken sympathisch und warm. Sie haben einen abschliessenden Charakter, das Städtchen bildet ein historisches Ganzes, von dem wir nun ausgeschlossen sind. Der Zolldurchgang mit dem neuen Dach wirkt wie ein Tor.

Das deutsche Ufer ist vegetationsreicher, die Gebäude stehen nicht so nahe am Fluss, die Abstände zwischen den Häusern sind grösser. Der Ort wirkt anonymer, industrieller. Einige PassantInnen marschieren zielstrebig, den Boden betrachtend und dem Blick-Kontakt anderer ausweichend, über die Brücke. Die meisten tragen Einkaufstaschen, der Kauftourismus scheint auch in Rheinfelden beliebt zu sein. In der Nähe des Zolles lehnt sich ein Fischer über das Brückengeländer. Er schaut geduldig auf seine Angel; von Zeit zu Zeit dreht er an der Kurbel und wirft den Köder von neuem ins Wasser. Ihn scheinen die lauten, dominierenden Autos, die unablässig [...] vorbeifahren, nicht zu stören.

Wir überqueren die Strasse und steigen die paar Stufen hinauf, die einen kleinen Park von der Brücke trennen. An diesem düsteren, nasskalten Novembermorgen sind wir hier allein. Am Ende der bescheidenen Wiese führen zwei Treppen abwärts zum Strand, wo zwei Hütten des Kanuclubs und des Pontoniervereins und eine nicht mehr benutzte Fischereivorrichtung stehen. Beim trockenen Wunschbrunnen verharre ich und stelle mir vor, wie schön doch jetzt ein sommerliches Bad wäre. Der Wunsch wird mir nicht erfüllt, ich friere und gehe weiter. Unten am Ufer hören wir endlich das beruhigend natürliche Plätschern des Was-
sers, die dicken Steine des gemauerten Brückengeländers verschlucken den

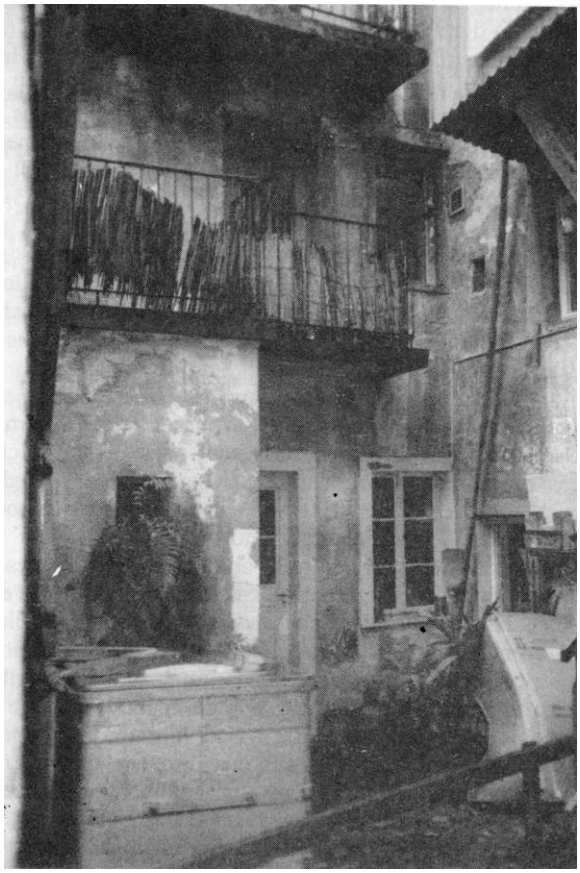
aufdringlichen Autolärm. An einem schöneren Tag könnte ich hier stundenlang verweilen; alleine, unerkannt und unbeachtet von vorbeigehenden Leuten.

Wir kehren zur Brücke zurück und nähern uns dem deutschen Zoll. Exakt in der Mitte der Brücke befindet sich die Landesgrenze. Durch eine unscheinbare weisse Linie ist sie am Boden markiert. Wir gehen darüber, ändern tut sich nichts. Bei einer der beiden erkerartig vorspringenden Nischen blicken wir rheinabwärts. Neben den lichten, entlaubten, selten noch farbigen Bäumen und Sträuchern fallen uns der mächtige Turm der Cardinal-Brauerei auf der einen Seite und eine Werft, wo ein langer Frachter angelegt hat, auf der anderen Seite auf. Am deutschen Zoll angelangt, werden wir von einer uns unverständlichen Kunst-Skulptur begrüsst. Die Autofahrer warten in ihren schnurrenden Wagen auf die Erlaubnis zur Durchfahrt, die heimkehrenden SchweizerInnen eilen mit den Grenz- und Mehrwertsteuerpapieren ins Zollhaus und zurück. Da wir keine Ausweise mit uns tragen, begeben wir uns etwas später heimwärts. Als speziell empfand ich hier die Reihenfolge der Beschilderungen: Tempolimiten, Konfessionen, Rheinfelder Orts- und Begrüssungstafel und eine Mitteilung der Vignettenpflicht....

Der Schweizer Zöllner scheint uns noch zu kennen, die Freundlichkeit zahlt sich wieder einmal aus.

Miko Iso: Wahrnehmungs-Mosaik

Fussgängerzone: Häuserfronten genau renoviert, schöne Fassaden. Sichtbare Passagen sind nur zum Teil renoviert.
Enge Passagen wirken privat; führen in kleine, verschachtelte,
alte Hinterhöfe. Kein schickes Schaufenster mehr,
sondern abbröckelnde, moosige Fassaden.
Abstellraum, Unordnung, Stille.
Brauereipferde nicht nur für Tourismus tätig!
Schiefertafel an einer Haustüre in einem Gässchen: Übergang von privat zu öffentlich. Mitteilungen an/von Bekannte/n. Zeitlicher Übergang beim Betreten des äusserlich sehr alten Hauses:
Innen ausgehölt, modern, neu, sauber, hell.
Wohnkultur befindet sich ständig in Übergängen.



Kaum dem Zug entstiegen, suchen wir die Ruhe, um ihre Störungen besser wahrnehmen zu können. Sie sind eigentlich unser Thema. Den Ruhestörungen mit einer genauen Funktionsbeschreibung wollen wir uns widmen. Weshalb dieses Geräusch? Weshalb der Lärm? Wir überlegen uns, was jeweils dahinterstecken könnte. Dies tun wir automatisch, weswegen wir es diesmal bewusst zu vermeiden suchen. Jedes Geräusch soll für sich in seinem Eigendasein registriert werden. Es gelingt uns kaum, denn jedesmal ordnen wir in Gedanken Wahrgenommenes etwas zu. Das quietschende, reibende Zerrgeräusch von Metall ein bremsender Zug. Eine Lautsprecherdurchsage: für wen? Wer nimmt wahr, was, ohne an einen bestimmten Adressaten gerichtet zu sein, an unser Ohr dringt? Welcher Mechanismus selektioniert aus der zweifelsohne überbeanspruchenden Lärmfülle? Hört man nur, was man kennt? Hört man nur, was man auch anderswie wahrnehmen kann? Tritt ein Geräusch erst nach einer bewussten Zuordnung des Hörenden in ein Sein?

Wir nehmen auch anders wahr. Unsere Blicke streifen über das Gelände und rufen eine Wahrnehmungserwartung hervor. Das Rumpeln des Zuges muss kurz nach dem Erblicken des Zuges vernehmbar sein, ansonsten wir verunsichert sind wir blinzeln und fragen uns: Hat uns das Auge getäuscht oder funktioniert unser Gehör nicht einwandfrei?

Kurz, wir befreien uns von der Komplexität des Bahnhofgeländes und dislozieren zum Stadtzentrum. Welch ein Wandel! Über Jahrhunderte gewachsene und gefestigte Strukturen leiten unseren Schritt zur Mitte. Nicht mehr gerade, rationalitätsoptimierte Geleise und maschinendominierte Welt umgibt uns, sondern verwinkelte, scheinbar unlogisch hingeworfene Baukomponenten leiten unseren Schritt mal hierhin, mal dorthin. Unser ordnungsgewohntes, träges Einherschreiten wird herausgefordert. Wir werden mit alten, scheinbar autonomen Häusern konfrontiert. Autonom deshalb, weil sie unzugänglich sind, keine Zutrittsmöglichkeiten eröffnen und erst noch mit einer verwirrenden Farbe angemalt sind. Also richten wir unsere Aufmerksamkeit auf Details. Hier ein schöner Blumentopf, dort ein schräger Balkon.

Wir erreichen das Stadtzentrum. Emsiges Treiben und geschäftiges Hin und her stört unsere Konzentration. Hier ist nicht der Ort, um sich zu sammeln. Zuviele stumme Rufer wollen unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Also verlassen wir den Ort und gehen zum Stadttor. Leider kann es nicht mehr auf direktem Weg verlassen werden der Weg aus der Stadt führt neben dem Stadttor vorbei. Die Verwirrung wird noch grösser, als wir gleich darauf Schafe erblicken. Sind wir tatsächlich auf dem Land?

Eigentlich ja, denn hinter der Stadtmauer ist das Land. Hier aber verhält es sich anders; eine sehr künstlich natürlich gemachte Parklandschaft spricht eine klare Sprache. Da hat Menschenhand versucht, eine angenehme Natur zu ges-

talten. Reminiszenzen aus vergangenen Zeiten wurden stehen gelassen, Bäume aus fernen Ländern wurden angepflanzt, und Kunstwerke aus fremden Händen wurden hingestellt. Die einzelnen Bäume sind umzäunt, ein Kreuz steht einsam im nicht mehr vorhandenen und deshalb braunen Rasengrün, ein grosser Parkplatz zerschneidet das Gelände in zwei ungleiche Hälften, eine alte Saline lockt zu Besuch, die Fusswege ziehen Kurven, wo es gar nichts zu umkurven gibt. Der Begeher wird geleitet und mit Ungeahntem konfrontiert. Wir werden zu Betrachtern und Benützern, obwohl wir eigentlich nur von einem Ort zum andern gehen wollen. Die etwas penetrante Umgebung reizt und wir wissen nicht, wer hier für wen was geplant hat. Wir sind verwirrt und das Gefühl der Beliebigkeit verlässt uns nicht wieder.

Willkommen
in
Rheinfelden
Solbadkurort Rheinfelden

III. Übergänge im Hörraum
Justin Winkler: Was höre ich?

Im folgenden ist eine Auswertung der Beschreibungsübung wiedergegeben, die anlässlich der Hörsitzung vom 16. Januar 1995 mit Aldo Gardini im Medienraum von Radio DRS Studio Basel stattfand. Die Kommentare beziehen sich auf die schriftlichen Äusserungen, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Anschluss an das Anhören einer von Gardini aufgenommenen Klangszene aus der Pariser Métro niedergeschrieben haben.

«Was höre ich?» war die Frage gestellt, ausdrücklich nicht «Was ist es, was ich höre?». Was wie eine Nuance im Frageton klingt, ist der Auftrag an die TeilnehmerInnen, eine schwierige Unterscheidung vorzunehmen. *Was* ich höre, ist das, was mir hörend bewusst wird, was mir im Augenblick *gerade so*, in diesem Tonfall, in dieser Klangfarbe erscheint, einschliesslich der Färbung durch die Empfindungen und Erinnerungen, die es in mir weckt. Was es konkret, sachlich, materiell *ist*, der Mensch oder das Ding, spielt in dieser Beziehung vorerst keine Rolle.
Ich habe die erhaltenen Beschreibungen in diesem Sinne spontan drei Gruppen zugeordnet, die ich mit Rubriken charakterisiere: einfache Listen; Listen mit verbindenden Gedanken; Gedanken.

Einfache Listen (es gab nur zwei echte Listen) sind Aufzählungen von Objekten, sind eigentlich Antworten auf die Frage, «Was ist es, was ich höre?». Es liegt in der Natur von Listen, dass sie recht dürr sind, alle Emotionen des Hörens sind abgestreift. Listen kann man alphabetisch ordnen, und dann spielt auch der zeitliche Ablauf, der in der gehörten Szene zum Ausdruck beiträgt, keine Rolle mehr. Mit einer Liste begibt man sich nicht auf das Glatteis der Interpretation.

Listen mit verbindenden Gedanken (das war der Grossteil der Beschreibungen) stehen in der Mitte zwischen den Menschen und Objekten, die klingen, und dem, was sie im eigenen Hören darstellen. Sie sind meist Nacherzählungen der gehörten Szene, die aber, um überhaupt erzählt werden zu können, ein Minimum an Deutung enthalten müssen. Die Erzählung folgt in der Regel dem zeitlichen Ablauf der gehörten Szene.

Was ich *Gedanken* nenne, sind eigentlich Eingeständnisse, dass das Hören nicht neutral ist, dass man unsicher ist, dass die eigenen Einfälle einen von der erklingenden Szene wegführen aber was heisst das schon: Die Szene ist ja verklungen, wenn ich zum Schreiben ansetze, und ich muss, im Übergang vom

Wahrnehmen zum Darstellen, mit der Erinnerung arbeiten. Die Erinnerung aber bringt durch die Vergegenwärtigung von Vergangenem unter Umständen die Richtung der Zeit durcheinander. Gedanken in diesem Sinn gefährden auch die Wahrnehmung, indem sie Konzepte denken und im Grunde gedankenverloren wahrnehmen.

Ein Teilnehmer schreibt dazu: «Es ist schwierig, die einzelnen Klänge zu hören, fast zwangsläufig produziert der Kopf Bilder meist selbst erlebte oder gesehene dazu.» (Marius)

Man stellt fest, dass völlig verschiedene Weisen des Hörens möglich sind. Ich stelle die lakonische Feststellung von zwei Teilnehmern dem assoziativen Einkreisen einer Teilnehmerin gegenüber:

«Den Monolog der Frau zu Beginn hätte ich nicht gebraucht, um zu wissen, dass wir uns in Paris befinden.» (Patrick)

«Die Obdachlose, die an einem Métrounfall die Beine verloren hat, kann das Ambiente im Wagen kaum menschlicher machen.» (Michel)

«Lärm, eine Frauenstimme, dunkel: sie gefällt mir, was vielleicht nicht aufgefallen wäre, wenn ich sie gesehen hätte. [...] Sie verstummt, ich lasse mich von der Geräuschkulisse forttragen, schweife ab: Ich bin müde, reagiere, wie ich es sonst auch tue.» (Sibylle)

Im mittleren Teil der Klangszene ertönt eine Männerstimme. Was kommt in ihr zum Ausdruck? Richtig: «Was kommt zum Ausdruck?», denn wir können unmöglich die Frage beantworten «Wer ist das?». Nicht alle beschreiben das Erklingen dieser Stimme, in einer Liste fehlt sie ganz. Davon abgesehen sind jedoch die Auffassungen darüber, wer und was der Mann ist, dem die Stimme gehört, überraschend einheitlich:

«Betrunkener Mann» (Nathalie, Salomé, Mirjam, Patrick)
«Gegenüber lallt ein Betrunkener» (Susan)
«eine Säufernase» (Justin)
«Mann, der vermutlich betrunken ist» (Jacqueline)
«ein Penner» (Nicole)
«wahrscheinlich ein alkoholisierter Clochard» (Markus)
«Links von uns beklagt sich ein Mann», «der Clochard» (Charlotte)
«Die Stimme eines Mannes schreckt mich auf, oder vielmehr eine Figur, eine Untergrundfigur» (Sibylle)

Mit dem letzten Beschreibungsversuch gelangen wir gleitend in die Reflexion, die vielleicht nicht zufällig vom Wort «aufschrecken» eingeleitet wird. Im Übergang von Wahrnehmen zu Darstellen geht nichts ohne einen heilsamen Schrecken. Wer eine *Liste* der Klänge einer *Erzählung* der Szene vorzieht, kann dafür einen guten Grund haben: Man muss sich gegen die klingende Umge-

bung schützen, denn was da geschieht, trifft einen direkt, betrifft das Gefühlserleben.

Einige haben einen weiteren Schritt gewagt und die Qualität der Stimme und der durch sie ausgelösten Eindrücke zu beschreiben versucht. Das ist kein einfaches Unterfangen:

«der mit einer undeutlichen, anklagenden Stimme etwas vor sich her redet» (Markus)
«und unverständliches Zeug redet» (Jacqueline)
«er ist heiser, schimpft» (Sibylle)
«der unaufhörlich und mit schrecklicher Stimme über alles schimpft» (Nicole)
«Wohltat, dass zweite Métro einfährt und die aufdringliche Stimme des Betrunkenen übertönt» (Salome)
«Eine Stimme mit einer Rauheit und Angriffigkeit, eine Stimme mit Widerhaken beinah». (Justin)

Dass unsere Aufmerksamkeit den menschlichen Äusserungen galt, erstaunt nicht. In ihnen erfahren wir den grössten Reichtum sowohl an verbaler Mitteilung als auch an emotionalem Ausdruck. Die Métro-Situation war indessen von vielen Klängen charakterisiert, die nur in ihrem Zusammenspiel und in ihrer Abfolge als Raum hörbar und 'lesbar' wurden. Hier sind sowohl Listen als auch Listen mit verbindenden Gedanken als Beschreibungsformen am Ende, denn sie können dieses atmosphärische Ganze nicht reproduzieren.

Einer schreibt: «volle ausfüllende Kulisse» (Philippe). Andere schreiben: «Der Klangcharakter ist mir so nahe» oder «Der Wartende steigt ein und tritt in eine klanglich neue Welt ein» (Patrick), oder «Möglichkeit, mit nächstem Métrowagen in neue Welt einzutauchen, weg von unangenehmer Welt/Situation» (Salomé).

Das Klangliche kann also nicht nur definierbares Wort oder Geräusch, Ereignis mit Anfang und Ende sein, sondern eine Gesamtklanglichkeit, wie eine «Welt». Nicht zufällig erscheint das Wort «eintauchen», denn das Klangliche umfängt einen immer ganz. Definiert wird die genannte «neue Welt» durch den Übergang vom Warteraum in den Wagen, wahrnehmbar wird sie durch den Unterschied, den dieser Übergang, den das Einsteigen macht.

Jemand hat diese Situation mit Empfindungen aus anderen Sinnesbereichen dargestellt:

«Während in den Bahnwagen fast schon wohlige Gemütlichkeit herrscht, bieten die Gänge der U-Bahnhöfe eine immer wieder erschreckende Kälte. In den Gängen ist immer Winter: die Leute wollen sich nicht hier aufhalten: offenbar ist es hier nicht gemütlich.» (Michel)

Jetzt, am Ende dieser Hörübung, erwacht erst unsere Beschreibungsfähigkeit. Wir haben den Zustand des sprachlosen Hörens durchschritten, haben Worte gefunden und stehen nun vor der Aufgabe, die Beschreibung der Klangszenen zu meistern; nur vereinzelt, von keinem Studienplan gefordert, wird die Meisterprobe absolviert. Es bleibt zu hoffen, dass dieses aktive Hören die TeilnehmerInnen für ihren Alltag hörender, offener und wacher gemacht hat.

IV. Übriges am Ende... Johanna Rolshoven: En passant. «Rund um den leblosen Basler Münsterplatz»

Erinnerungen an den Wahrnehmungsspaziergang mit Rudolf Bind
vom 13. Februar 1995

En passant...
Beim Gehen immer auf den Boden schauen!
Struktur, Grösse, Form, Muster und Anordnung der Pflastersteine bemerken wer hat sich das bloss ausgedacht? Was liegt da drunter? Werden wir gleich sehen, die Rittergasse hinunter und in den Hof des Baudepartementes, dort finden wir die Erklärung.

In Basel liegt kein Strand unterm Pflaster, wir sehen den Beweis unter der Glaspyramide: Hier lagert Historisches, die hehren Schichten der Frühzeit, die Lignage der Zivilisation tritt Stück für Stück beim Ausgraben zutage.
Die Pflastersteine liegen auf dem Münsterplatz, nein, sie sind der Münsterplatz!

En passant...
Beim Gehen immer auf den Boden schauen!
Im Kreuzgang des Münsters betreten wir die Grabplatten der stadtmächtigen Basler Familien der frühen Neuzeit, die (Industrie-)Bourgeoisie bekommt ein symbolisches Dach in diesem sakralen Raum konzediert glücklicherweise auch Bettina Eichins Marktstand! Der Übergangsraum ist hier Schutzraum.

En passant...
Beim Gehen immer auf den Boden schauen!
So bemerken wir, dass sich das Stadtgefüge nicht nur vertikal konstituiert, sondern sich auch aus Schichten zusammensetzt vor allem in Basel, wo es tief hinunter geht in den Bauch der Banken und Krankenhäuser.

Auch die Haut, die Oberfläche trägt historische Spuren, die sich dechiffrieren lassen: für immer die Spuren der Erosion und der Schritte der Menschen, dauerhaft die festgetretenen Kaugummis und die hartnäckig kleben gebliebenen «Räppli» von der letzten, vielleicht sogar vorletzten Fasnacht, höchst ephemer dagegen kleine schillernde Münzen verschiedenster Währung, die den Touristen beim Verlassen der Busse aus der Tasche fallen.

Heute (der Ethnologe Marc Augé oder vielmehr sein Übersetzer sagt: in der Übermoderne) heute «vermehren sich die Transitstellen und die provisorischen Beschäftigungen». In nahezu einem Atemzug benennt er sie als Orte wie Tankstellen, Flüchtlingslager, Hotelketten, besetzte Häuser etc. Nicht ohne Pathos ist von einem «Heute» die Rede als einer Welt, die von «einsamer Individualität, von Vorübergehendem, Provisorischem und Flüchtigem» gekennzeichnet ist[4].

Die historische Relativierung mag helfen, den «über-modernen» Diskurs kritisch zu beleuchten. Denn die Rede vom Flüchtigen, von der Einsamkeit der Menschen in den Städten[5], von der zunehmenden Beziehungslosigkeit und Unüberschaubarkeit findet sich bereits im Stadtdiskurs der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Seine Theoretiker haben ja gerade jetzt wieder Konjunktur: Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Georg Simmel...

Ein methodischer Weg, die Flüchtigkeit der städtischen Orte in der Gegenwart zu bannen und ihre transitorische Existenz zu erfassen, ist es, sich ihre Schauplätze näher anzuschauen. Kulturwissenschaftliche Ortsbestimmungen kommen nicht ohne ein raumtheoretisches Begriffsinstrumentarium aus; die Räume selbst wiederum sind ohne Menschen nicht zu denken. Der Übergangsraum bietet sich als Beispiel an, dem Verhältnis zwischen Raumkonzept und praktischem Raumverhalten auf die Spur zu kommen.

Die Besonderheit des Übergangsraumes liegt in seiner Bestimmung: Er ist nicht Zweck an sich, Bestimmungsort, sondern Passage von einer Stelle zur anderen, zum eigentlichen Bestimmungsort. Die Bestimmung als Übergangsraum (als uneigentlicher Raum oder Nicht-Ort) ergibt sich nicht allein aus der räumlichen Disposition, sondern vor allem aus der Raumnutzung. Was für die eine alltägliche Passage ist, kann für den anderen Wohnung sein. Wenn eine Bahnhofsunterführung Durchgang für Reisende oder PendlerInnen ist, die sie zu den Bahnsteigen und Zügen leitet, ist sie für andere Personengruppen stationärer Raum und Aufenthaltsort, Unterkunft oder Arbeitsplatz: Bahnhofspersonal, Geschäftsleute, Musikanten, Jugendliche, Obdachlose, Junkies, Prostituierte etc. Individuelle Formen der Umfunktionierung ändern nicht unbedingt die Zweckbestimmtheit der Räumlichkeiten, wohl aber ihren Charakter.

Hier stellt sich die Frage, ob Räume an sich 'sind'?! jenseits städtebaulicher und architektonischer Intention (vgl. Corbusiers Wohnsilos), die von Prämissen wie Zweckmässigkeit (Sachdienlichkeit), dem Nutzen (Funktionalität) und ästhetischen Ansprüchen (Schönheit, Modernsein) getragen werden, welche ihrerseits wiederum ideologischer Natur sind. Sie sind immer Ausdruck von Zeitgeist und von Machtverhältnissen. Die geschlechtsspezifische Zuordnung von Planung und Nutzung ist eindeutig: Architekten sind männlich und konstruieren zum Beispiel Fussgängerunterführungen zum Nicht-Ort für Frauen[6].

Die Nahsicht auf unsere alltägliche Umgebung, unsere mit allen Sinnen teilteilnehmende Aufmerksamkeit als Gesellschaftswissenschaftlerinnen lehrt uns, Räume mit einem doppelten Blick zu begreifen: zum einen ihre Intention, den an den Raum geknüpften Zweck, zum anderen die Realisierung dieser Intentionen als Lebensraum durch die Menschen, durch ihre individuelle Wahrnehmung und Aneignung. Überschneidungen, Kongruenzen und Divergenzen beider Blickarten machen uns den kulturellen Raum in dieser Mehrdimensionalität erst sichtbar.

Die Schärfung unserer Alltagswahrnehmung ist ein erster Schritt zu diesem Bewusstsein. Ihre 'Übersetzung' zur kommunizierbaren Mitteilung ist die notwendige Bedingung zur Veränderung problematischer Verhältnisse, auf die wir in in der Praxis unserer jeweiligen beruflichen Zusammenhänge Einfluss nehmen können.

4. Vgl. M. Augé: Wenn Orte zu Texten werden und Menschen sich in Magnetkarten verwandeln. In: Der Alltag 62/1993: Ich ist Ich,
S. 53-68 (übers. Auszug aus der frz. Version)

5. Volkskundlich sehr interessant ist auch die Rede von der Einsamkeit auf dem Land: Welche Projektion spricht neidvoll von bäuerlicher Geselligkeit, dem Aufgehobensein in überschaubaren Kontexten, und welche vom (seinerzeit heroisch) einsamen und beneidenswerten Landmenschen?

6. Vgl. hierzu die Ergebnisse einer Studie der Basler Initiative «Freiraum für Frauen». Susanne
Fischer, Marion Kaspar, Rita Rufener: Basel untendurch. Ein Diavortrag zu den Unterführungen Basels aus weiblicher Sicht. (Vorgestellt im Rahmen der Veranstaltung «Wem gehört der
öffentliche Raum? Frauenalltag in der Stadt.» 11.5.-18.6.1993 an der Universität Basel)